

PREIS DEUTSCHLAND 6,20 €

DIE ZEIT

HAMBURG-AUSGABE

ANZEIGE
Für Ideen auf Servietten, Reden auf Papier und Worte wie in Stein gemeißelt. Für Meisterstücke des Schreibens und der Inspiration. Das Montblanc Haus in Hamburg. Jetzt Tickets buchen.
MONTBLANC HAUS

25. MAI 2022 N° 22



Hamburg, unbezahlbar?

Warum die Mieten rasant steigen – und jetzt auch noch viele Neubauprojekte zu scheitern drohen

IM HAMBURG-TEIL

100 MILLIARDEN EURO

PANDEMIEN

Alles auf Oliv

Die Ampel streitet: Muss wirklich das gesamte Sondervermögen für die Bundeswehr ausgegeben werden? Ja, unbedingt **VON PETER DAUSEND**

Vor wenigen Jahren meinte ein hochrangiger Vertreter der Bundeswehr in trauer Runde, dass man Panzerhaubitzen künftig »nur noch für das Neujahrsschießen in Aserbaidschan« brauche. Der flotte Spruch fiel zu einer Zeit, als die Bundeswehr gerade dabei war, sich in eine global agierende Einsatzarmee zu verwandeln, und die »Landes- und Bündnisverteidigung« sich anschickte, zu einem Begriff aus der Archäologie zu werden. Bekanntermaßen ist das mit der Landes- und Bündnisverteidigung heute wieder anders – weshalb man nicht nur Panzerhaubitzen für ihren eigentlichen Zweck benötigt, sondern auch Kampfhubschrauber, bewaffnete Drohnen, moderne Luftverteidigungssysteme sowie Flugzeuge, die die nukleare Teilhabe sichern, ganz gut gebrauchen könnte. Und sogar Munition. Dumm ist nur, dass von alledem viel zu wenig da ist. Und Nachsichtgeräte, Schutzwesten und feste Stiefel fehlen auch noch. Genügend Unterhosen wären übrigens ganz schön.

Vernetzte Sicherheit gibt es nur, wenn die Armee auch wirklich funktioniert

Zwischen der Ampelregierung und der größten Oppositionsfraktion ist ein Streit darüber entbrannt, wofür die 100 Milliarden Euro Sondervermögen, die der Kanzler in seiner Zeitenwende-Rede im Bundestag angekündigt hat, nun ausgegeben werden sollen: »Für die Bundeswehr«, wie Scholz drei Tage nach dem Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine formuliert hat – oder »zur Stärkung der Bündnis- und Verteidigungsfähigkeit«, wie es nun in einem Textentwurf der Ampel heißt, der das Sondervermögen im Grundgesetz verankert. Um die nötige Zweidrittelmehrheit zu erreichen, bedarf es der Zustimmung der Union. Und die beharrt darauf, den Kanzler beim Wort zu nehmen: für die Bundeswehr.

Über Begriffshuberei zwischen einer Regierung in Not und einer Opposition unter Profilierungszwang geht der Streit weit hinaus. Vor allem die Grünen, aber auch weite Teile der SPD tun sich schwer damit, 100 Milliarden Euro allein ins Militär – und damit in Waffen – zu stecken, gehört doch seit den frühen Achtzigerjahren, seit der Friedensbewegung, zu ihrer Grundüberzeugung, dass Krisenprävention nicht nur weit unterschätzt, sondern auch weit unter-

finanziert ist. Im Streit mit der Union beziehen sie sich nun auf das Konzept der »vernetzten Sicherheit«. Dieses verfolgt den Ansatz, militärische, diplomatische, entwicklungspolitische und humanitäre Instrumente so zu bündeln, dass die Chancen, einen Konflikt zu beenden, wachsen. Mit rein militärischen Maßnahmen sei das nicht zu leisten. Folglich wollen Grüne und Sozialdemokraten das Sondervermögen aufsplitten – und die ein oder andere Milliarde in Krisenprävention und damit in den Etat von Entwicklungsministerin Svenja Schulze umleiten. Das hört sich vernünftig an, ist es aber in der konkreten Situation nicht.

Die Voraussetzung dafür, dass der vernetzte Ansatz funktioniert, ist die Wehrhaftigkeit. Eine Armee muss leisten können, was nötig ist, um ihr Land zu verteidigen. Eine Bundeswehr, der im Konfliktfall nach drei Tagen die Munition ausgeht, die ihren Bündnisverpflichtungen aktuell nicht nachzukommen vermag und von der der eigene Heeresinspektor sagt, sie stehe »blank« da, kann das nicht. Um die bestehenden Fähigkeitslücken zu schließen, so urteilen manche Militärexperten, reichen die 100 Milliarden kaum aus. Und andere glauben sogar, sie reichen bei Weitem nicht aus. Die immens hohe Summe ist also scharf berechnet – und muss daher so ausgegeben werden, wie es der Kanzler versprochen hat: für die Bundeswehr.

Das zwar die Opposition, nicht aber die eigenen Ampelfraktionen Olaf Scholz beim Wort nehmen, ist durch die Fabulierlust von Grünen und Roten sichtbar geworden. Das ist der eine Kollateralschaden, der entstanden ist. Vergrößert hat ihn nun SPD-Fraktionschef Rolf Mützenich, indem er vorschlug, das Sondervermögen ohne Grundgesetzänderung und somit ohne die Union zu verabschieden. Damit stellte er sich gegen den ausdrücklichen Wunsch seines Kanzlers – und kratzte an dessen Autorität.

Für den zweiten Kollateralschaden sorgt Scholz gerade selbst. Milliarden im Kampf gegen die Pandemie, Milliarden als Entlastung für steigende Benzin- und Lebensmittelpreise, Milliarden für die Bundeswehr – und alles schuldenfinanziert. Die Regierung wird sich bald entscheiden müssen, was sie finanzieren kann: Panzer oder Windräder, bezahlbaren Wohnraum in München oder Ansiedlungsprojekte in Mali. Alles wird nicht gehen. Der Kanzler schweigt dazu. Führung hört sich anders an.

Gleiche Diagnose

Die Affenpocken sind keine Gefahr wie Covid-19, aber sie zeigen: Die Gesellschaft muss widerstandsfähiger werden **VON ANDREAS SENTKER**

Nein, Affenpockenviren werden keine nächste Pandemie auslösen. Der Erreger ist bekannt, nur sein Name ist noch immer irreführend: Das Virus ist in Nagetieren heimisch, Affen sind wie Menschen sogenannte Fehlwirte. Das Virus wird beim Geschlechtsverkehr oder per Tropfen bei körperlicher Nähe übertragen, aber nicht per Aerosol. Es gibt Impfstoffe, Großbritannien setzt sie bereits zu Ringimpfungen ein. Und es gibt wirksame antivirale Medikamente.

Aber der erste Angstreflex angesichts der Meldungen von mehr als 160 Infizierten aus 15 Ländern (Stand Montag, siehe auch Seite 36) lässt wichtige Fragen laut werden: Was schützt uns vor der nächsten Pandemie, vor Erregern, die vom Tier auf den Menschen überspringen können?

Die erste Antwort liegt nahe: Abstand zwischen Mensch und Tier. Vergangene Woche hat die Bundesregierung 100 Millionen Euro für den globalen Naturschutz bereitgestellt. Sie tritt dafür ein, 30 Prozent aller Land- und Meeresgebiete unter Schutz zu stellen. Corona hat – wie auch Ebola in Afrika – gezeigt: Artenschutz ist Gesundheitsschutz. Es ist sinnvoll, Fledermäuse in ihren angestammten Lebensräumen in Ruhe zu lassen. Abstand bedeutet aber auch eine drastische Reduzierung der Massentierhaltung und des mit ihr verbundenen Antibiotika-Einsatzes. Die Brücke vom Wildtier über das Nutztier zum Menschen stellt besonders in Schwellen- und Entwicklungsländern ein hohes Risiko dar.

Lauterbach darf sich nicht im kleinteiligen Seuchenmanagement verzetteln

Die zweite Antwort lautet: Gesundheitsaufklärung in den Hotspots der Biodiversität. Es ist gefährlich, wildes Getier aus dem Busch zu zeren und zu braten. *Wet markets* mit exotischen Arten sind riskant. Und: Finger weg von tot aufgefundenen Tieren, die in Teilen Afrikas verzehrt werden.

Die dritte Lehre aus den Pandemien: Eine möglichst frühe, konsequente Reaktion kann viele Menschenleben retten. Schnelle Gentests können bei unbekanntem Krankheitsursachen wichtige Hinweise liefern. Ist der Erreger bekannt? Haben wir es mit einer neuen Variante zu tun? Ein globales Präventionsteam könnte rasch auf lokale Ausbrüche reagieren. Bill Gates hat ein solches Konzept durchdacht und würde ein 3000-köpfiges Epidemic Response and Mobilization Team am liebsten bei

der Weltgesundheitsorganisation WHO ansiedeln. Und wenn sich ein neues Virus doch verbreitet?

Unser persönliches Alltagswissen zur Vorbeugung ist so frisch wie sinnvoll: Abstand, Hygiene, Masken. Auch Regierungen haben gelernt, wie wirksam diese nicht pharmazeutischen Interventionen sind und wie entschlossen und früh man sie einsetzen muss. »Wenn es wie eine Überreaktion aussieht, machst du wahrscheinlich das Richtige«, lautet die Faustregel des US-Virologen Fauci.

Es gibt aber auch wirklich gute Nachrichten: In der Corona-Pandemie haben wir nicht nur sehr schnell wirksame Impfstoffe entwickelt und zu lassen können. Die neue Strategie programmierbarer mRNA-Vakzinen verspricht auch in Zukunft schnelle Reaktionen auf neue Erreger, vorausgesetzt, ihre Produktion ist sorgsam gesichert.

Vor allem aber gilt es, den wichtigsten Engpass zu beseitigen und den Fluss der Informationen zu beschleunigen. Daten müssen sich schneller bewegen als Viren. Das gilt auch für die Abstimmung staatlicher Strategien gegen eine Pandemie. Gegen Corona haben israelische, britische und dänische Daten die Strategie der deutschen Regierung bestimmt. Hier ist der Nachholbedarf enorm.

All das reduziert die Risiken. Auf Dauer aber darf sich Gesundheitsminister Lauterbach nicht in kleinteiligem Seuchenmanagement verzetteln. Was vor Infektions- und Zivilisationskrankheiten gleichzeitig schützt, ist ein nachhaltiger Umbau der Gesellschaft. Will sie krankheitsresilienter werden, muss sie zunächst lernen, gesünder zu leben. Weniger Fleisch essen dämmt nicht nur die Ausbreitung von Zoonosen ein, es schützt zudem vor Krebs und nützt – Lauterbach weiß das – dem Klima.

Die Corona-Pandemie hat jahrzehntelange Fehlplanungen offengelegt: Städte müssen weniger Platz für Verkehr (Feinstaub) und viel mehr Platz für Menschen bieten. Sie müssen in ihrer Grundanlage resilient werden: widerstandsfähig gegen Starkregen und Hitze, nachhaltiger und lokaler in ihren Konsumstrukturen und vernetzt bei ihren Bildungs-, Gesundheits- und Mobilitätsangeboten.

Das ist weit weg vom Affenpockenvirus? Im Gegenteil. Das ist die wohl wichtigste Erkenntnis: Die notwendigen Maßnahmen gegen Pandemien, Klimawandel und Artenverlust widersprechen sich nicht. Sie verfolgen ein gemeinsames und recht attraktives Ziel: ein längeres und besseres Leben.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen

Unter Männern
Was Schröder und Putin immer noch verbindet
Politik, S. 4/5



Unter Verdacht
Der Fotograf Achim Lippoth soll Kindermodellen sexuell missbraucht haben. Er bestreitet das
ZEITmagazin



Eine Frage des Titels
Einst verlieh der Doktorgrad Glanz und Autorität – was ist er heute noch wert? S. 33

PROMINENT IGNORIERT



Tritt nach vorn

Der ADAC ist neuerdings für ein Tempolimit, kritisiert SUV-Fahrer, die ihren Zweittonner zum Brötchenholen missbrauchen, und jetzt führt er auch noch eine bundesweite, kostenlose Pannenhilfe für den Erfind aller Autobesitzer ein: den Fahrradfahrer. Das ist ein kleiner Tritt gegen das Auto, aber ein großer Pedaltritt für die Menschheit. Willkommen in der Zukunft, Gelbe Engel! **PED**

Kleine Fotos (v. o.): Yuri Kochetkov/eps [M]; imago (Symbolfoto); Mauritius Images [M]

Zeiterlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
Fax 040 / 42 23 70 90,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DK 69,00/FIN 9,10/E 7,80/
CAN 7,90/F 7,80/NL 7,20/
A 6,50/CH 8,50/I 7,80/GR 7,80/
B 7,20/P 7,80/L 7,20/H 3690,00

N° 22

77. JAHRGANG C 7451 C



4 190745 106207

Mensch des Monats

Juni



Zejdi Zairi
stellte seinen
Linienbus eines
Morgens einfach an
der Haltestelle ab –
um eine blinde
Frau zu ihrem
Termin zu geleiten

Es ist ein seltsamer Anblick, morgens um kurz nach acht an der Bushaltestelle Jakobikirchhof in der Hamburger City. Normalerweise rauschen die Busse hier durch, immer in Eile. Doch jetzt steht ein Gelenkbus der Expresslinie X35 mit Warnblinker an der Haltestelle. Und der Fahrer geht weg, den Bussteig entlang. An seinem rechten Arm führt er eine blinde Frau, die sich den Weg mit einem langen Stock ertastet. Er überquert mit ihr die Ampel und verschwindet in Richtung Mönckebergstraße aus der Sicht, während drinnen im Bus seine Fahrgäste warten. Nach zwei, drei Minuten kommt der Fahrer zurückgesprintet, jetzt ohne die Frau. Er atmet schwer, bedankt sich bei seinen Passagieren für ihre Geduld und lässt den Motor wieder an. Der Bus braust davon, jetzt mit Verspätung.

Zejdi Zairi heißt der Fahrer, der an diesem Morgen mal eben seinen Expressbus abgestellt hat, um die blinde Frau zu ihrem Ziel zu geleiten. Ein paar Tage später erzählt er bei einem Kaffee dem Journalisten, der die Szene zufällig gesehen hat, warum er das tat, obwohl er dazu nicht verpflichtet war. Denn die Regeln für Busfahrer besagen: Es ist Ermessenssache, wie sehr jemand in solchen Fällen hilft.

Seit 4.35 Uhr war Zairi an dem Morgen im Dienst, er ist einer von 3000 Busfahrern in Ham-

burg. An der Haltestelle Bezirksamt Eimsbüttel stand die blinde Frau. Er fahre dann immer besonders nah an den Bordstein, sagt Zairi, und frage die blinden Menschen, wohin sie wollen. Sie müsse zum Gerhart-Hauptmann-Platz an der Mönckebergstraße, sagte die Frau, dort warte ihre Begleiterin auf sie. Da wusste Zairi, dass es ein Problem gibt. Denn sein Bus fährt eine neue Route, über eine Parallelstraße. Er überlegte kurz, wie er der Frau am besten erklärt, welche andere Linie sie nehmen muss. Dann sagte er: »Steigen Sie ein. Ich bringe Sie dorthin.«

Zejdi Zairi, 45 Jahre alt, wurde erst spät Busfahrer. »Ich habe lange gedacht, so ein Bus ist zu groß für mich«, sagt er, mit 1,70 Metern sei er ja eher klein. Überhaupt kam ihm hier lange vieles zu groß vor. Mit seinen Eltern und seinem Bruder zog er 1990 aus dem Kosovo nach Hamburg, am 26. Februar, das weiß er noch genau. Sein Vater arbeitete als Schweißer auf der Werft von Blohm+Voss. Zejdi Zairi sagt, nach der Ankunft in Hamburg habe er selbst sich sechs Jahre kaum getraut, Deutsch zu sprechen. Beim Friseur imitierte er lieber mit zwei Fingern eine Schere, wenn er einen Haarschnitt brauchte.

Er begann eine Ausbildung zum Schlosser, aber das Schweißen bereitete ihm Nasenbluten, er musste abbrechen. »Dann habe ich alle möglichen Jobs gemacht«, sagt Zairi. Zwei Jahre bei McDonald's, in der Küche und als Verkäufer am Tresen. Sechs

Jahre als Gärtner, wo die Chefs ihm seinen Lohn nicht immer zahlen wollten. Und noch mal so viele Jahre als Paketfahrer für DHL. Da erzählten ihm die Kollegen immer von der Hochbahn. Also bewarb er sich eines Tages auch. Im zweiten Anlauf wurde er genommen, das war vor acht Jahren.

»Als ich den Bus das erste Mal ganz allein gefahren habe, hatte ich Angst«, sagt Zairi. »Da war ich mit 30 km/h unterwegs, bis die Fahrgäste gerufen haben: »Können Sie mal ein bisschen schneller fahren?« Jeden Abend, an dem er seinen Bus ohne Unfall auf dem Betriebshof abstellt, sei er dankbar.

Als er mit der blinden Frau zum Gerhart-Hauptmann-Platz ging, habe sie ihm von ihrem Schicksal erzählt, sagt er. Dass sie aus der Türkei komme und ihr Sehnerv kaputt sei. Dass eine Operation zu teuer für sie sei. Und dass viele Menschen an ihr vorbeigehen und nie fragen würden, ob sie Hilfe brauche. »Das hat mich ins Herz getroffen«, sagt Zairi.

Er erzählt von einem schwarzen Obdachlosen, vielleicht 50 Jahre alt, der immer ganz gebeugt auf einer Bank bei der Haltestelle Eulenkamp sitze. Am Morgen kaufe Zairi für ihn in Barmbek einen Kaffee, eine Laugenstange mit Ei und ein Franzbrötchen. Er deponierte alles im Bus. Als er an der Haltestelle ankam, stellte er den Motor aus, schloss die Kasse, zog den Schlüssel ab. Dann rannte er schnell rüber zu dem Mann, um ihm die Einkäufe zu geben.

»Auch andere Kollegen machen das«, sagt Zairi. Aber warum hilft er, während viele andere Menschen einfach wegschauen? Zairi versteht die Frage nicht so richtig. Er fragt zurück: »Ich gehe nach der Arbeit nach Hause zu meiner Familie, ich bekomme jeden Monat mein Geld, meine Kinder haben jeden Tag zu essen – warum soll ich nichts geben?«

Drei Kinder hat er, von ihnen erzählt er viel, auch weil seine Frau und er sieben Jahre lang auf das erste warten mussten. »Bis sie 18 sind, lebe ich für sie«, sagt Zairi. Sie sind jetzt elf, neun und drei Jahre alt, gemeinsam wohnen sie in Mümmelmannsberg.

Zairis Chef ist Michael Hagen. Er leitet den Betriebshof Wandsbek und erzählt, dass Zairi immer mal wieder Lob von Passagieren bekomme, weil er so hilfsbereit sei. Manchmal gebe es aber auch Beschwerden. »Er diskutiert auch mal mit einem Fahrgast und eckert an«, sagt Hagen. »Aber das mit der blinden Frau hat er ganz toll gemacht.«

Der Chef ist stolz auf jeden herzlichen Busfahrer, weil der Ton rauer geworden sei, im Straßenverkehr generell und besonders in den Bussen, wo es oft Streit gebe wegen der Maskenpflicht. Und das alles für einen Lohn von 2700 bis 3000 Euro brutto.

Zejdi Zairi sagt, er habe an dem Tag noch lange an die blinde Frau gedacht. Er werde nach ihr Ausschau halten auf seinen Fahrten durch die Stadt. »Irgendwann sehe ich sie bestimmt wieder.« **MARC WIDMANN**

Aus dem Inhalt

Baukosten und Mieten steigen rasant. Wird das Wohnen in Hamburg jetzt völlig unbezahlbar?

SEITE 2/3

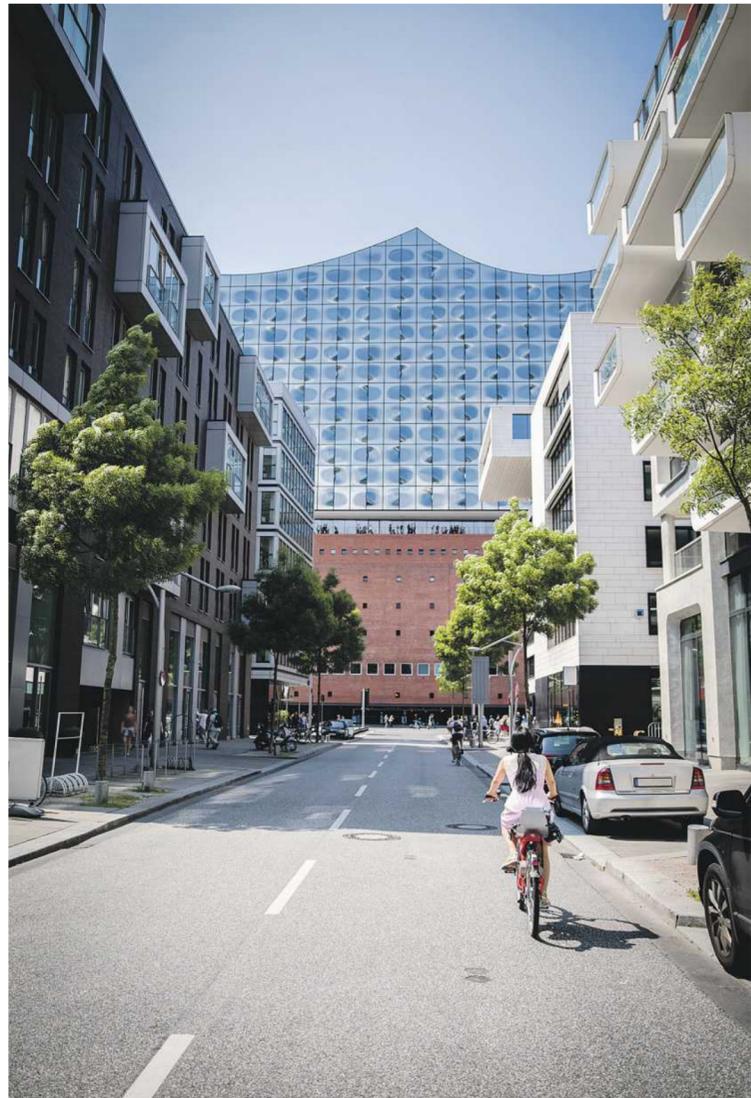
Ein Lehrer unterrichtet in Jenfeld zwölf Sitzenbleiber. Und schwärmt von ihren Talenten

SEITE 8

Thema des Monats



Tendenz steigend: Im Internet verlangen Hamburger Vermieter im Schnitt eine Miete von 14,25 Euro pro Quadratmeter – kalt



Tendenz fallend: Luxuriöse Wohnungen werden in Hamburg zwar immer noch gern gebaut. Aber insgesamt sinkt die Zahl der Neubauten

Teurer geht immer

Seit Jahren baut Hamburg im Rekordtempo neue Wohnungen. Trotzdem steigen die Mieten in der Stadt, sogar schneller denn je. Woran liegt das? VON FRANK DRIESCHNER

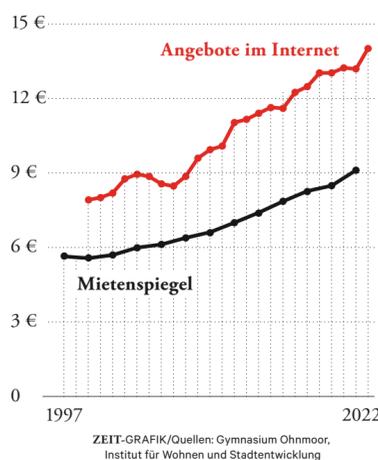
Seit es eine so erstaunliche Nachricht so klanglos verhallt. Eigentlich hätte der neue Mietenspiegel Ende vergangenen Jahres den Nutzen des Wohnungsbaus für Hamburg beweisen sollen, des größten und wichtigsten Vorhabens in der Stadtentwicklung. 54.450 Mieterhaushalte hatte die Stadt angeschrieben, außerdem die Vermieter und Verwalter von insgesamt 56.573 Wohnungen. Zum ersten Mal blickte die Stadtentwicklungsbehörde in ihrer Erhebung sechs statt vier Jahre zurück: Berücksichtigt wurden alle frei vereinbarten Verträge, die zwischen 2015 und 2020 geschlossen oder durch eine Mieterhöhung geändert worden waren. Allein der größere Zeitraum hätte den Anstieg der Mieten schon dämpfen müssen, so jedenfalls stand es zu erwarten. Vor allem aber war genau diese Mietenspiegel erstellt worden war, bis 2021. Seit der deutschen Wiedervereinigung sind die Mieten in Hamburg nicht so schnell gestiegen. Ihr Bauprogramm ist der Stolz der Hamburger Sozialdemokraten, es soll kein Selbstzweck sein, sondern einem höheren Ziel dienen: den Anstieg der Wohnkosten in Grenzen zu halten. Für dieses Ziel ging der Senat vor gut zehn Jahren eine spezielle Sozialpartnerschaft mit der Immobilienwirtschaft ein, das »Bündnis für das Wohnen«. Mehrere Seiten ziehen daraus einen Nutzen: Investoren erhalten Anlagemöglichkeiten und kostengünstige öffentliche Grundstücke. Für eine wohlhabende Minderheit entstehen kostspielige Eigentumswohnungen, für eine vielleicht etwas weniger zahlungskräftige Minderheit überwiegend ziemlich teure Mietwohnungen. Einige Geringverdiener bekommen Sozialwohnungen. Der Bauboom versorgt die Bauwirtschaft mit Aufträgen, der Grundstücksverkauf füllt die Kassen der Stadt. All das ist ohne Weiteres vertretbar, solange auch die große Mehrheit der Hamburger Bürger, die zu 80 Prozent Mieter sind, von diesem Umgang mit öffentlichem Eigentum profitiert. Aber wie passt das zusammen: die kräftigsten Mieterhöhungen, ausgerechnet in den Jahren der intensivsten

Bautätigkeit? Läge es jetzt nicht nahe, zu fragen, ob der Bau immer neuer Wohnungen wirklich zur Bekämpfung wachsender Mieten beiträgt? In der SPD-geführten Stadtentwicklungsbehörde sieht man das anders. »Der Anstieg der durchschnittlichen Nettokaltmiete«, so erklärte es Stadtentwicklungssenatorin Dorothee Stapelfeldt, »mahnt uns, nicht nachzulassen in unseren Anstrengungen.« Vielleicht wäre die Aufregung größer, wenn sich die Hamburger an Schreckensmeldungen vom Wohnungsmarkt nicht längst gewöhnt hätten. In den Medien begann die Krisenberichterstattung schon vor 20 Jahren mit Schlagzeilen, die eine »neue Wohnungsnot« (2002) und eine »extreme Wohnungsknappheit« (2003) verkündeten. Es folgten: »Kaum bezahlbare Mieten« (2009), »Horror-Mieten« (2011), »Miet-Schock« (2017), »Miet-Armut« (2018) und »Mieten-Horror« (2021). Die Linkspartei in der Bürgerschaft hat für diese sonderbare Fiktion eines permanenten Ausnahmezustands eine kuriose Formulierung gefunden: Jahrelang sprachen die Linken von einer »anhaltenden Mietenexplosion«. Wo steht die Stadt nach zwei Jahrzehnten Dauerexplosion? In einem Mietpreisvergleich der Wirtschaftsexperten von Deloitte aus dem vergangenen Sommer findet sich Hamburg im Mittelfeld der europäischen Großstädte wieder, zwischen Antwerpen, Prag, Manchester und Lissabon. Wer deutlich billiger wohnen will, aber dennoch in einer Metropole, muss in den Osten Europas oder auf den Balkan ziehen – oder, das ist die Ausnahme von dieser Regel, nach Wien, in die europäische Hauptstadt des sozialen Wohnungsbaus. Andererseits sind Skandinavien, Frankreich, die Niederlande aus Hamburg Sicht teuer, Paris und London vollkommen unerschwinglich. Nun ist auch die Normalität einer mittelteuren mitteleuropäischen Metropole sicherlich nicht harmlos. Jeder achte Hamburger Mieterhaushalt gibt mehr als die Hälfte seines Einkommens für die Wohnung aus, ergab eine Untersuchung der Böckler-Stiftung vor vier Jahren. In vielen dieser Fälle muss man wohl von Miet-Armut sprechen, und in den Corona-Jahren dürfte die Zahl der Betroffenen gewachsen sein. Andererseits ist auch das keine Hamburger Besonderheit. Die Forscher der gewerkschaftsnahen Stiftung, die nicht in Verdacht steht, die Folgen sozialer Ungleichheit leichtzunehmen, haben die Verhältnisse in 77 deutschen Großstädten anhand der besonders genauen und umfassenden Daten aus dem Mikrozensus verglichen. Ergebnis: Egal, welchen Maßstab man anlegt – die durchschnittliche Miet-

belastung der einzelnen Haushalte oder die Anteile der Mieter, die mehr als 30 Prozent, mehr als 40 Prozent oder sogar mehr als die Hälfte ihrer Einkommen für ihre Warmmiete aufbringen müssen – es zeigt sich immer dasselbe Bild: Die Hamburger Verhältnisse liegen nahe beim Durchschnitt der übrigen deutschen Großstädte und haben sich in den vermeintlich dramatischen Jahren von 2006 bis 2018 sogar geringfügig verbessert.

Was es kostet, neu zu mieten

Kaltmiete pro Quadratmeter



Die Böckler-Experten beschreiben das Fazit ihrer Untersuchung als »Verfestigung sozialer Wohnungsprobleme«. Und der Blick ins europäische Ausland zeigt, dass dies die normalen Probleme normaler Großstädte sind. In der vergangenen Woche hat sich die Lage auf dem Hamburger Wohnungsmarkt angeblich schon wieder verschärft. Vordergründig ging es diesmal nicht um Mietpreise, sondern um den Wohnungsbau: Die Stadt gab die Zahl der im Jahr 2021 fertiggestellten Neubauwohnungen bekannt. Knapp 7500 waren es, trotz Corona – mehr als in den meisten Jahren nach der Wiedervereinigung, aber doch we-

niger als die 10.000 Wohnungen, die der Senat versprochen hat. Im Jahr 2020 war dieses Ziel sogar übertroffen worden. »Bezahlbares Wohnen ist und bleibt ein Grundbedürfnis, die heute bekannt gewordenen Wohnungsbauzahlen können uns daher nicht zufriedenstellen«, kommentierte die SPD-Bürgerchaftsfraktion. Und in der CDU sehen sie es genauso: »Auch in den nächsten Jahren werden es die sogenannten Normalverdienenden in Hamburg sehr schwer haben, eine bezahlbare Wohnung zu finden.« Aber liegt das am Rückgang im Wohnungsbau? In Hamburg gibt es beinahe eine Million Wohnungen. Die Hoffnung, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage durch den Bau einiger Zehntausend weiterer Wohnungen nennenswert zu beeinflussen, ist kühn genug. Aber wer glaubt im Ernst, dieses Vorhaben könne daran scheitern, dass der Wohnraum binnen eines einzelnen Jahres nicht um ein Prozent, sondern nur um 0,75 Prozent wächst? In den vergangenen Jahren haben Hamburg und Berlin einen Systemwettbewerb in der Wohnungspolitik ausgetragen: regulieren oder bauen? Regulieren war der Berliner Weg, er gilt als gescheitert, seit das Bundesverfassungsgericht 2021 den sogenannten Mietendeckel, also das befristete Verbot von Mieterhöhungen, nach nur einem Jahr aufgehoben hat. Allerdings hatten die Mieter in der kurzen Zeit des Erhöhungsverbots von dieser Vorschrift erheblich profitiert. Und ob sie die Eigentumsrechte der Vermieter zu sehr einschränkt oder nicht, ist unter Juristen nach wie vor umstritten. Das Verfassungsgericht hat diese Frage offengelassen und lediglich gerügt, dass sich der Berliner Senat unzulässig in die Regelungskompetenz des Bundes eingemischt hatte. Die Hamburger Sozialpartnerschaft mit der Wohnungswirtschaft gilt dagegen als erfolgreich und vorbildlich, das Modell wurde vielfach kopiert. Dummerweise scheint es gegen steigende Mieten aber nicht oder nur wenig zu helfen. Was hilft wirklich? Einen bemerkenswerten Beitrag zu dieser Debatte hat der Hamburger Haus- und Grundeigentümerverband geleistet, möglicherweise unfreiwillig. Der Verband ist Partner der Stadt im »Bündnis für das Wohnen«. Im vergangenen Sommer hat er eine Folge seines Immobilien-Podcasts »Grundgedanken« veröffentlicht, in der Geschäftsführer Ulf Schelenz und der Verbandsvorsitzende Torsten Flomm über ein Thema sprechen, das beiden offenbar am Herzen liegt: »Einfach mal nur so die Miete erhöhen? Von wegen.« Der Titel des Podcasts lässt vermuten, dass die beiden sich über die schwierigen Abwägungsfragen

austauschen, die das Für und Wider einer Mieterhöhung für den verantwortungsbewussten Vermieter mit sich bringt. Tatsächlich liefert die Folge aber in weiten Teilen Gebrauchsanweisungen für den profitorientierten Investor. Wie holt man als Vermieter das Maximum heraus? Ulf Schelenz: »Vielleicht kann man da als Pauschalrezept mit auf den Weg geben ... dass man zunächst den Weg des 585 BGB geht, also die Erhöhung nach Mietenspiegel, und dann dort eine Modernisierungsmieterhöhung draufsetzt.« Ratsam wäre es demnach, zunächst die Miete zu erhöhen und danach die Wohnung zu modernisieren, um die Miete ein weiteres Mal zu erhöhen. Soll man sich als Vermieter am Mittelwert des Mietenspiegels orientieren oder mehr verlangen? Schelenz: »Aus Vermietersicht ist es immer taktisch klug, die Aufschläge zu machen, die Abschläge wird der Mieter dann im Prozess wachst, warum denn alles ganz schlimm und ganz grausam ist.« Aber wird sich der Mieter überhaupt wehren? Torsten Flomm: »Die meisten Mieter nehmen das, was die Vermieter machen, einfach hin.« Was keine Rolle spielt im Gespräch der Mieterhöhungsexperten, ist das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Mehr hätte die Stadt kaum bauen können, als sie in den vergangenen Jahren gebaut hat. Dennoch können Vermieter offenbar weiterhin darauf vertrauen, dass sich für jede Wohnung, und sei sie noch so teuer, ein Mieter findet, der reich oder verzweifelt genug ist, dort einzuziehen. Umso intensiver beschäftigen sich Schelenz und Flomm mit den rechtlichen Grenzen der Mietmaximierung: mit der Kappungsgrenze der Mietpreisbremse, mit der Möglichkeit, Modernisierungskosten auf Mieter umzulegen, mit der optimalen Gestaltung von Staffelmieten und mit der Urteilspraxis der Gerichte. Wer etwas gegen hohe Mieten unternehmen will, das legt der Beitrag nahe, wird hier ansetzen müssen. Torsten Flomm wirkt geradezu wehmütig, wenn er an die Zeiten eines nahezu unregulierten Mietwohnungsmarkts zurückdenkt. »Früher haben wir Mieterhöhungen gemacht«, schwärmt er, »da war richtig Musik drin.« Würden Vermieter weiterhin Wohnungen bauen, auch wenn der Gesetzgeber Mieterhöhungen erschweren würde? Vermutlich schon. »Man muss sich ja auch fragen, welche Alternativen gibt es eigentlich zu Betongold?«, sagt Flomm. »Da gibt es eigentlich nicht wirklich etwas.« Kaum ein Geschäft wirft so viel Gewinn ab wie das mit der Miete – das ist vielleicht das Problem.

Wird das Wohnen unbezahlbar?



Einfach unbezahlbar: Damit sich sein Projekt noch rechnen, müsste er eine Kaltmiete von 18,50 Euro verlangen, klagt ein Bauherr. Deshalb lässt er es lieber bleiben



Zweifach getroffen: Neben den Baukosten sind auch die Grundstückspreise massiv gestiegen. Glücklicherweise hat sich daher ein Idyll bereits gefunden

»Das ist Wahnsinn!«

Schon vor dem Ukraine-Krieg war es schwierig, in Hamburg günstige Wohnungen zu bauen. Jetzt ist es unmöglich VON CHRISTOPH TWICKEL

Wo das Problem liegt? Georg Burgner, Leiter der Neubauteilung der Hansa Baugenossenschaft, seufzt und öffnet eine Mail, die ihm ein Bauunternehmer gerade geschickt hat. Der listet auf, warum er seinen Preis nicht halten kann. Kanthölzer? Sind innerhalb von zwei Wochen von 275 Euro pro Kubikmeter auf 320 Euro gestiegen. Baustahl? Kostete vor dem Ukraine-Krieg um die 1000 Euro pro Tonne, jetzt 1800. Die Liste hört gar nicht auf: Dichtstoffe plus 14 Prozent, Ziegel plus 10 Prozent, Lieferkosten plus 10 Prozent und so weiter. Alles nur in den vergangenen Tagen.

Metalle und Dämmstoffe sind am Bau schon lange teuer, sie kommen meist aus Asien, und die Lieferketten sind durch die Pandemie gestört. Seit Putin die Ukraine überfallen hat, gibt es neue Engpässe. Das Asow-Stahlwerk in Mariupol, aus dem Bewehrungsstahl für deutschen Stahlbeton kommt, ist zerstört. Die Ukraine war auch Weltmarktführer bei Bauholz – das fehlt jetzt.

Die Genossenschaft Hansa wolle weiter bauen, sagt Burgner, aber in der derzeitigen Lage? »Wir stellen uns gedanklich auf zeitliche Verschiebungen ein, mindestens für noch nicht begonnene Projekte.«

Hansa ist eine von rund 50 Wohnungsgenossenschaften in Hamburg. Diese halten mit der städti-

schen Saga und einer Handvoll weiterer Firmen zusammen rund ein Drittel der Hamburger Wohnungen. In ihrem Drittel ist das Wohnen vergleichsweise günstig: Die durchschnittliche Kaltmiete liegt bei 7,24 Euro pro Quadratmeter, so hat es der Verband norddeutscher Wohnungsunternehmen (VNW) errechnet, in dem sie organisiert sind. Wohlgeachtet: ohne die Sozialwohnungen. Doch neue Wohnungen lassen sich mit solchen Mieten schon lange nicht mehr finanzieren, jedenfalls nicht ohne öffentliche Förderung. Inzwischen reichen aber auch 10, 11 oder 12 Euro Miete nicht mehr aus.

Peter Kay, Vorstand der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter, hat es für ein Bauprojekt in Rothenburgsort ausgerechnet: »Allein für die Baukosten – ohne Grundstück – müssten wir 18,50 Euro Kaltmiete pro Quadratmeter haben«, sagt er. Rund 60 Wohnungen entlang der Freihafenstraße werden daher erst mal nicht gebaut. Stattdessen werden die alten Häuser aus den Sechzigern renoviert, die dort stehen und eigentlich ersetzt werden sollten. »Ich habe seit 1982 keine Preissteigerung in dieser Art erlebt«, sagt Kay. »Bezahlbarer Mietwohnungsbau ist derzeit in Hamburg am Ende. Und das fühlt sich nicht gut an.« VNW-Verbandschef Andreas Breiter sieht das ähnlich: »Wir werden vielleicht noch den geförderten sozialen Wohnungsbau hinbekommen – ansonsten werden in den nächsten Jahren nur noch Luxusapartments gebaut.«

Kay macht den Förderstopp beim energieeffizienten Bauen dafür verantwortlich, dass seine Genossenschaft in Rothenburgsort nicht zu Ende baut. Ende Januar hat Wirtschaftsminister Robert Habeck die bundesweite Förderung abrupt gestrichen und schärfere Kriterien eingeführt. Der Beschluss erwischte Kay und seine Genossen mitten in der Planung. Kredite über 13 Millionen Euro waren schlagartig nicht mehr verfügbar. Weil die Hamburger Förderbank IFB einsprang, konnte die Genossenschaft zwar das angefangene Projekt weiterführen. Doch der letzte Baublock mit 60 Wohnungen fällt nun weg.

Sind wirklich Habecks überzogene Klimaschutzvorstellungen schuld daran, dass in Hamburg nicht mehr günstig gebaut werden kann? Die Stadt Hamburg will jetzt 21 Millionen ausgeben, um die weggefallene Förderung zu kompensieren – aber nur für Sozialwohnungen. Viele Baugenossenschaften aber berichten, die Umstellung treffe sie hart. Verbandschef Breiter rechnet vor, dass bei Bauvorhaben inzwischen rund sieben Prozent der Gesamtkosten dafür draufgingen, die Energiestandards zu erfüllen – und die müssen wir auf die Miete umlegen.

Bringen ein paar Prozent mehr für den Klimaschutz jetzt wirklich das Baukosten-Fass zum Überlaufen? In dieser Frage streiten sich die Experten noch. Tatsächlich sind in Deutschland die Baukostenstandards in vielen Bereichen sehr hoch – nicht nur

die energetischen Anforderungen. Branchenkenner und Bauunternehmen sind sich in einer Frage einig: Das Baurecht ist zu kompliziert und die baulichen Standards sind überreguliert. In den Siebzigern sei man mit rund 200 Vorschriften ausgekommen, erinnert sich der Genossenschaftsleiter Kay, heute seien es weit über 3000.

»Wir haben die Qualitätsstandards in den letzten Jahren stetig nach oben getrieben, so haben wir einen hohen Sockel geschaffen, von dem wir nicht mehr herunterkommen«, sagt auch Dietmar Walberg von der Arbeitsgemeinschaft für zeitgemäßes Bauen. Sein Institut analysiert seit Jahrzehnten die tatsächlich angefallenen Kosten von Immobilienprojekten in Norddeutschland. Die aktuellen Lieferprobleme und Preissprünge trafen die Baubranche in einer Situation, die ohnehin schwierig sei. Walberg prognostiziert: 30 bis 40 Prozent der Wohnungsbauprojekte würden nicht mehr umgesetzt – und zwar vornehmlich im preiswerten und mittleren Segment.

Der größte Preistreiber in Hamburg ist dabei nach wie vor: das Grundstück. Ein gerade erschienenen Baukostengutachten im Auftrag der Stadtentwicklungsbehörde stellt fest, dass die Kaufpreise für Grundstücke zwischen 2017 und Herbst 2020 um 28,6 Prozent gestiegen sind. Seither ist es nicht besser geworden. »Ich bekomme jeden Tag Grundstücksangebote auf den Tisch«, sagt Holger Fehr-

mann von der Genossenschaft Wohnungsverein von 1902. »Aber überwiegend zu exorbitanten Preisen.« Zum Beweis schickt er ein Angebot aus Sasel: 2,1 Millionen Euro für 828 Quadratmeter Wohn- und Gewerbefläche. »Wenn man die Nebenkosten einrechnet, sind das 2800 Euro je Quadratmeter«, schreibt Fehrmann. »Das ist Wahnsinn! Preiswerter Wohnungsbau ist so nicht möglich.«

Werden in den nächsten Jahren also nur noch Eigentumswohnungen für Mondpreise gebaut? Oder sinken die Grundstückspreise, weil die Flächen sonst praktisch unverkäuflich werden? Das könne im Moment niemand sagen, heißt es bei der Haspa, Hamburgs größtem Immobilienfinanzierer. »Wir haben noch keine Ausverkaufssituation bei Grundstücken, die Nachfrage ist immer noch deutlich größer als das Angebot«, sagt Wilfried Jastrzebski, Bereichsleiter Immobilienkunden.

In den vergangenen Jahren waren es vor allem niedrige Zinsen, die trotz steigender Baukosten und Grundstückspreise neue Projekte möglich gemacht haben. Mittlerweile liegen die Zinsen für Baukredite zwischen zwei und drei Prozent, Tendenz weiter steigend. Selbst der Branchenriese Vonovia investiert daher dieses Jahr nicht mehr in Neubauten, sondern modernisiert seine Bestände. Auch Haspa-Experte Jastrzebski bestätigt: »Die Unternehmen versuchen, die angefangenen Projekte zu Ende zu bauen – fangen aber keine Projekte unnötig an.«

Um als Vermieter die Mietpreisbremse auszuhebeln, braucht man in Hamburg nicht viel: einen Tisch und Stühle, Lampen, ein Sofa, ein Bett, einen Kleiderschrank, dazu für die Küche noch Herd und Kühlschrank. Simalabim, schon kostet die 43-Quadratmeter-Wohnung in Barmbek – vierter Stock, kein Aufzug, kein Balkon – 890,40 Euro Kaltmiete. Ein Quadratmeterpreis von rund 21 Euro. Erstaunlich für einen unscheinbaren Rotklinkerbau aus den Dreißigern.

Wer sich durch Wohnungsanzeigen klickt, stößt immer wieder auf diesen Simalabim-Effekt. Er treibt zum Beispiel die Kaltmiete für 25 Quadratmeter in Winterhude auf 729 Euro hoch. Oder den Preis für 75 Quadratmeter in Hohenfelde auf 2072 Euro.

Es ist ein beliebter Kniff, die Mietpreisbremse zu umgehen: Vermieter bieten Wohnungen möbliert an. Eigentlich gilt auch in diesem Fall: Der Preis darf bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr als zehn Prozent über der ortsüblichen Vergleichsmiete liegen.

Doch praktisch greift die Regel hier kaum. Denn kein Vermieter muss vor Vertragsabschluss angeben, wie viel vom Mietpreis die Möblierung ausmacht. Dadurch ist ein Vergleich mit dem Mietspiegel so gut wie unmöglich. Zumal die Frage, wie hoch der Zuschlag für Möbel maximal sein darf, in eine gesetzliche Grauzone führt. So wirken oft die freien Kräfte des Marktes – Vermieter verlangen also so viel, wie sie kriegen können.

»Schamlos« nennt Rolf Bosse, Chef des Mietervereins zu Hamburg, die Mietpreise, die so entstehen: »Das sind schon mal 33 Euro pro Quadratmeter. Das ist verrückt!« Aber es ist nicht selten. Auf Immobilienportalen machen möblierte Wohnungen mindestens 20 Prozent der Angebote aus, schätzt er.

Auch Makleragenturen treiben die Entwicklung voran. Sie heißen City-Wohnen oder Wunderflats und vermitteln möblierte Apartments für »Wohnen auf Zeit«. In Werbetexten wird dies als maximal flexibel angepriesen, als ideale Lösung für Job-Nomaden, die für einige Monate in Madrid,

So tricksen Vermieter das Gesetz aus

Ein paar Möbel, notfalls vom Sperrmüll, reichen – schon kann man die Mietpreisbremse umgehen

VON STEFAN SCHIRMER

München oder eben Hamburg arbeiten. Der Clou für die Anbieter: Wohnungen, die kurzzeitig – zum vorübergehenden Gebrauch – überlassen werden, unterliegen nicht der Mietpreisbremse.

Auf diese Weise werde immer mehr Wohnraum dem normalen Mietmarkt entzogen und »zweckentfremdet«, zum Beispiel als günstige Alternative zu Hotels, kritisiert Rolf Bosse. Die Anbieter nutzen auch bewusst die Notlage vieler Menschen, die händeringend eine Wohnung suchen und daher irgendwann sogar Mondpreise akzeptieren, sagt der Chef des Mietervereins. »Das kann so nicht weitergehen.«

Dieser Ansicht ist auch der Senat. Er brachte im vergangenen August eine Gesetzesinitiative im Bundesrat auf den Weg, um vor allem zwei Änderungen zu erreichen: eine Pflicht, den Möblierungszuschlag künftig klar auszuweisen. Außerdem sollen Vermietungen ab einer Dauer von sechs Monaten nicht mehr von der Mietpreisbremse ausgenommen und »Tricksereien mit Kettenverträgen« verboten sein.

Doch erreicht ist seither nichts. Hamburg hat die Initiative im Bundesrat vorerst von der Tagesordnung genommen, um abzuwarten, ob die neue Ampel-Regierung im Bund das Problem von sich aus anpackt. Im Koalitionsvertrag taucht es jedoch nicht auf. Einem NDR-Bericht zufolge hat das Berliner Bauministerium nicht vor, aktiv zu werden. Erst mal plant der Bund nur ein Forschungsprojekt, ob beim möblierten Vermieten überhaupt »Regelungsbedarf besteht«.

Für Rolf Bosse ist das unverständlich: »Man muss wirklich nicht lange forschen, um die Missstände zu sehen!« Er erzählt von besonders dreisten Fällen, in denen nicht nur die Miete auf Abzocker-Niveau liege, sondern auch die bereitgestellten Möbel heruntergekommen seien, »wie vom Sperrmüll«. Bosse hofft, dass Hamburg einen neuen Vorstoß in Berlin unternimmt. Auf Nachfrage sagt ein Sprecher der Stadtentwicklungsbehörde: Das Ziel, »Regelungslücken beim möblierten Wohnen und der Umgehung der Mietpreisbremse zu schließen«, werde »weiterhin mit Nachdruck verfolgt«.

Wirtschaft

Eine ganz enge Kiste



HHLA-Terminal Tollerort

Containerlager quellen über, Zeitpläne sind hinfällig, Speditionen verzweifeln – doch die Stadt Hamburg verdient gutes Geld am Chaos im Hafen VON KRISTINA LÄSKER

Wer dieser Tage am Elbstrand sitzt und auf den Hafen schaut, könnte meinen, Anlass zur Freude zu haben. Dicht an dicht liegen am anderen Elbufer Frachter am Kai, rot-blaue Kräne laden und löschen Container, Tag und Nacht, unermüdlich. Manchmal kracht es, wenn ein Container unsanft abgesetzt wurde.

Je mehr es im Hafen lärmt, surrt und ächzt, desto mehr klingelt es auch in den Kassen der Kaufleute: Diese Gleichung gilt in der Hansestadt seit 800 Jahren. Doch der Sound trägt. Denn der Hafen ist aus dem Takt, und mit ihm sind es die Kaufleute. In den Kassen der Hafentreiber und Reedereien klingelt es gewaltig, in jenen der Spediteure jedoch fast gar nicht. Das sorgt für Spannungen.

Wer das verstehen will, muss zum Containerterminal Burchardkai fahren, vis-à-vis von Övelgönne. Zehntausende Stahlboxen sind dort in mehreren Etagen zu riesigen Blöcken gestapelt. Kräne sausen darüber, sie ziehen hier einen Container heraus und setzen dort einen ab. Die Blocklager sind üppig gefüllt, und das ist ein Problem. Denn hier lagert vieles, was längst beim Kunden sein sollte.

Der Hafen ist zu voll, das lähmt die Abläufe: Blocklager müssen freie Stellplätze haben, um neue Container zu parken. Im Optimum sind die Lager nur zwischen 70 und 80 Prozent gefüllt. In Hamburg ist der Lagerstand aktuell deutlich höher, wie in den meisten Häfen der Welt. Pandemie und Krieg haben die Lieferketten so sehr gestört, dass die Lager überquellen. Deshalb dauert das Sortieren länger, oder es braucht mehr Menschen und Maschinen, um Frachter abzufertigen.

Das bringt auch die Hamburger Hafen und Logistik AG (HHLA) an Grenzen, sie betreibt drei der vier Terminals der Stadt. Kürzlich schickten

die Chefs vom Burchardkai einen Brandbrief an die Belegschaft. Sie klagten über die »äußerst angespannte betriebliche Lage« und appellierten, Überstunden zu leisten und auf freie Tage zu verzichten. Man brauche »circa 800 Schichten im Monat zusätzlich«, um die »Containerlawine« zu bewältigen. Später folgte ein Angebot: Wer auf einen freien Tag verzichtet, erhält einen Bonus von 100 Euro.

Doch die Hafnarbeiter zögern, auch weil sie schon häufig Überstunden geleistet haben, sagt Norbert Paulsen vom HHLA-Betriebsrat. Die Kollegen seien »am Rand ihrer Leistungsfähigkeit«, sagt der Maschinenbauingenieur. Paulsen hält den Aufruf zu Mehrarbeit deshalb für falsch. Stattdessen sollten neue Stellen geschaffen werden.

Je länger ein Container im Hafen herumsteht, desto mehr kassiert die HHLA

Es gibt auch Profiteure der aktuellen Lage: Dazu gehört die Stadt Hamburg. Sie hält 69 Prozent der HHLA-Aktien. Für jeden Container, der mehr als fünf Tage im Hafen liegt, verlangt die HHLA Lagergeld. Anfangs sind es 70,60 Euro pro Tag, nach einer Woche verdoppelt sich das. Wie lukrativ das ist, zeigt die Bilanz: Von Januar bis März kletterte der Gewinn vor Steuern um 15,9 Prozent. Der Gewinnsprung sei »im Wesentlichen« vom Plus beim Lagergeld getragen.

Selbst den Topmanagern scheint das unangenehm zu sein. Die HHLA sei kein Profiteur der Krise, beteuert Oliver Dux, der das Containerterminal Altenwerder leitet, einen der großen Umschlagplätze im Hafen. Wirtschaftlich sei das Lagergeld zwar »von Vorteil«, sagt der 54-Jährige. Aber die HHLA wolle lieber mehr Container umschlagen und weniger lagern. Seit 2008 leitet er Altenwerder, so angespannt wie heute war es selten, sagt er. Draußen vor dem Terminal hat Dux

zwei neue Lager für Tausende Container errichten lassen, doch auch das hilft nur bedingt. Ständig zerhaut es ihm die Zeitpläne. Laster stauen sich bis zur A7, Züge warten, Boxen bleiben liegen.

Leszek Cielemecki ist zu spät im Hafen eingelaufen. Der Kapitän steuert die *Al Dahna Express*, eines der größten Containerschiffe der Welt. Zuletzt hat der 63-jährige Pole den Frachter von Shanghai in Richtung Hamburg gebracht, doch in der Deutschen Bucht war Schluss. 16 Tage musste die *Al Dahna Express* vor Helgoland ankern, wie viele andere Schiffe auch. Erst dann durfte sie die Elbe hochfahren. »Wir sollten ursprünglich sogar noch vier Tage länger warten«, sagt Cielemecki.

Für die globale Wirtschaft ist das ein Problem. Schiffe aus Asien kommen Tage oder Wochen verspätet an, die Just-in-time-Produktion in den Fabriken wird fast unmöglich. Elf Prozent der verschifften Waren stecken fest, schätzte das Institut für Weltwirtschaft kürzlich. Am schlimmsten ist es in China. Seit der größte Hafen der Welt in Shanghai durch einen Lockdown blockiert ist, warten dort mehr als 200 Frachtschiffe.

Das kommt teuer: Die Betriebskosten für ankernde Frachter wie die *Al Dahna Express* lägen bei mindestens 30.000 Dollar am Tag, sagt Jan Ninnemann, Professor an der Hamburg School of Business Administration. Wenn die *Al Dahna Express* also zwei Wochen vor der Nordseeküste dümpelt und der Kapitän und seine Crew wenig tun können außer Papierkram erledigen und putzen, kostet das schnell eine halbe Million.

In den bis zu 20.000 Containern an Bord liegen Waren wie Kühlschränke, Chips oder Kabelbäume. Kommen sie zu spät, heizt das die Nachfrage, die Preise und die Inflation an. Und es stresst die Industrie. In einer Umfrage des Ifo-Instituts sagten 45 Prozent der befragten Firmen, dass sie unter Engpässen litten. Das ist der höchste Wert seit 30 Jahren, es kühlt fast jeden Aufschwung.

Die Frage ist, wer dafür aufkommt. Denn die Schiffsbetreiber tun es nicht. Die *Al Dahna Express* gehört zur Flotte von Hapag-Lloyd. Der Hamburger Reederei vom Ballindamm gelingt gerade ein ähnliches Kunststück wie der HHLA. Mitten im Chaos scheffelt sie Milliarden, obwohl sie nicht mehr transportiert als vorher und die Treibstoffpreise wegen der Sanktionen gegen Russland explodiert sind. Wie ist das möglich? Die Antwort heißt: Marktmacht. Acht Reedereien, verbündet in drei Allianzen, beherrschen fast 90 Prozent des Markts. Und damit auch die Preise.

Speditionen behaupten, die Reedereien führten »Krieg« gegen sie

Hapag-Lloyd ist die fünfgrößte Reederei der Welt. Sie verlangt jetzt im Schnitt eine doppelte so hohe Frachtrate wie im Vorjahr. Die Reederei kann das machen, weil es zu wenige Schiffe gibt, um die globale Nachfrage nach Waren zu bedienen. Und es rechnet sich: Allein von Januar bis März erzielte der Börsenkonzern einen Gewinn vor Steuern von knapp 4,3 Milliarden Euro. Er fuhr jeden Tag gut 47.000 Euro Profit ein. Wenn jemand anzweifelt, ob diese Praktiken und Gewinne anständig seien, sagt Konzernchef Rolf Habben Jansen, er verstehe die Frage. Er sagt auch: »Das ist keine normale Situation, langfristig ist das nicht gesund.« Doch zumindest aus der Hamburger Politik droht ihm kein Ärger. Im Gegenteil. Die Stadt profitiert auch hier von den märchenhaften Gewinnen, sie hält 13,9 Prozent an Hapag-Lloyd.

Viele Spediteure sind wütend über die Reedereien. »Für den Seetransport eines Containers aus China, der früher 2000 Dollar kostete, zahlen wir heute 12.000 bis 14.000 Dollar«, sagt Willem van der Schalk, Vizechef des Vereins Hamburger Spediteure. Er ärgert sich über vieles: Seit Monaten kündigten Reedereien Verträge mit Speditionen, kauften Spe-

ditionen auf oder strafen Kunden mit Extragebühren ab, wenn die mit Spediteuren kooperierten, sagt van der Schalk. »Die Reedereien wollen uns auslöschen.« Er wundere sich, »dass die Reedereien diesen Krieg gegen uns Spediteure führen«.

Das ist rhetorisch unglücklich formuliert in einer Zeit, in der unweit von Deutschland tatsächlich ein Krieg tobt. Aber es werde durch die Entwicklung auf dem Markt bestätigt, sagt der Logistikprofessor Jan Ninnemann. Linienreedereien wie Maersk, CMA CGM oder Hapag-Lloyd seien dabei, die eigene Speditionskompetenz auszuweiten.

Auch in Hamburg-Billbrook gibt es Frust. Hier sitzt die Garbe Transport GmbH, Hamburgs größtes Lkw-Transportunternehmen. Inhaber Michael Garbe ist Herr über gut 420 Mitarbeiter und 180 Laster. Der 55-Jährige ist einer, den andere um Rat bitten. Doch jetzt bräuchte er selbst sehe das anders steht er in der Disposition vor einer langen Wand mit Magneten in bunten Farben. Jeder Magnet steht für Fahrer, Lkw, Standorte oder andere Feinheiten. Wenn sich ein Auftrag ändert, werden Magneten verrutscht. Aber seine Leute kommen kaum hinterher.

Im Drei-Schichten-System versuchen Disponenten, das Chaos zu bändigen. Schiffsankünfte ändern sich, Slots fürs Holen und Bringen von Containern werden getauscht, Zufahrten sind dicht, zudem fehlen vielfach Fahrer. »Die Lage ist nicht planbar«, sagt Garbe. Er muss ständig neu rechnen. Denn die erhöhten Preise für Diesel fressen ihm Löcher in die Bilanz. Im März und April habe er Verluste gemacht, sagt er. Er glaubt trotzdem, dass er die Krise gut durchstehen kann. Für kleine Lkw-Betriebe sehe das anders aus: »Ob die überleben, ist eine Frage der Liquidität.«

Das Chaos könnte noch länger dauern. Irgendwann wird der Hafen von Shanghai wieder voll in Betrieb sein. Dann werden sehr viele Frachter mit Ware für Europa aufbrechen. Gut 30 bis 40 Tage später werden alle die Elbe hochwollen. Ob der Hafen bis dahin wieder im Takt läuft, weiß keiner.

ANZEIGE

CURRENCY TRIENNALE DER PHOTOGRAPHIE HAMBURG

MUSEUM DER ARBEIT

STREIK!
FOTOGESCHICHTEN VON ARBEITSKÄMPFEN
20.05. – 03.10.2022

MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

MACHT. MITTEL. GELD.
IMAGE AS CURRENCY? CURRENCY AS IMAGE!
20.05. – 15.08.2022

JENISCH HAUS

CHIFFREN EINER STADT
FOTOGRAFIE VON HANS MEYER-VEDEN
20.05.2022 – 13.02.2023

CURRENCY TRIENNALE DER PHOTOGRAPHIE HAMBURG

Wirtschaft

Der Geschäftsführer erscheint pünktlich im Konferenzraum des Tierparks Hagenbeck. Dirk Albrecht hat seinen Terminkalender freigeräumt, um in den kommenden drei Stunden zu erklären, warum er in der Öffentlichkeit zum Feindbild stilisiert wird. Ein 73-jähriger Herr im Anzug, der sich erst nach einer Entschuldigung ob der Hitze gestattet, das Sakko abzulegen.

»Es wird zuweilen gelogen«, sagt Albrecht nach der Begrüßung und meint die Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben werden. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werfen ihm einen autoritären Führungsstil und herablassendes Verhalten gegenüber Frauen vor. Vergangene Woche ging bei der Staatsanwaltschaft eine zweite Strafanzeige ein, in der ihm der Betriebsrat vorwirft, seine Arbeit zu behindern und dem Gremium einen geeigneten Raum für Sitzungen zu verwehren. In der ersten Anzeige hatte ihn der Betriebsrat bereits beschuldigt, seine Post geöffnet zu haben. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Ob sich ein Verdacht erhärtet und es zur Anklage kommt, werde sich in den kommenden Monaten zeigen, sagt eine Sprecherin. Es gilt die Unschuldsvermutung. Aus Albrechts Sicht sind die Vorwürfe »haltlos« und »eine Medienkampagne«. Der Grund? Eine Gewerkschaft, die rabiat um Mitglieder werbe.

Vor ihm auf dem Tisch liegen Artikel des *Hamburger Abendblatts*. Einer ist überschrieben mit der Schlagzeile: »Der zerrissene Tierpark«. Albrecht hält die Zeitung in die Höhe und sagt: »Das stimmt nicht.«

Per Beamer lässt er einen NDR-Beitrag abspielen. Darin wird über die Forderungen der Gewerkschaft IG Bauen-Agrar-Umwelt nach einem Tarifvertrag berichtet. Als der Betriebsratsvorsitzende erscheint, lässt Albrecht das Video stoppen und bittet einen Mitarbeiter, mit dem Pointer auf einen Mann im Video zu zeigen. Ein Punkt erscheint auf einem Kopf. Albrecht sagt: »Das ist Herr Günther.« So viel wird schnell klar in diesem Gespräch: Dirk Albrecht glaubt, in dem Giraffepfleger und Gewerkschaftsmitglied Thomas Günther, der seit 20 Jahren im Tierpark arbeitet und dort unter dem Spitznamen »Erbse« bekannt ist, einen Gegner ausgemacht zu haben.

Eine ehemalige Tierpflegerin tritt aus der Deckung und erhebt Vorwürfe

Ehemalige Mitarbeiter, die bis auf eine Ausnahme nur anonym sprechen wollen, erzählen, dass 40 Angestellte seit Albrechts Amtsantritt im April 2020 gekündigt hätten. Die meisten seien wegen des schlechten Betriebsklimas gegangen, sagt Dirk Johne von der Gewerkschaft, die mehr als die Hälfte der Angestellten vertritt.

Das wäre ein regelrechter Exodus. Aber stimmt das so? Dirk Albrecht widerspricht. Der eine oder andere habe kein Interesse, die von ihm angestoßenen Neuerungen im Park mitzutragen. Das sei bei Veränderungen in einer Firma nicht unüblich. Einige Mitarbeiter aber hätten aus anderen Gründen gekündigt. Als Beispiel führt er Walter Wolters an. Der in Hamburg bekannte Chef-Tierpfleger, der 40 Jahre im Park gearbeitet hat, habe ein »tolles Angebot« erhalten, sagt Albrecht. Wolters wird künftig der Direktor eines Zoos in St. Peter-Ording sein.

Wolters selbst schweigt zu den Gründen seines Weggangs. Er hat ein Dokument unterzeichnet, in dem steht, dass er nicht wegen Albrecht bei Hagenbeck aufgehört habe. Hört man sich unter den Tierpflegern um, zweifeln aber viele an der Darstellung. Wolters schweige laut, sagen sie.

Eine ganze Menge Vorwürfe werden aus der Deckung der Anonymität heraus verbreitet: Es wird von sexistischen Sprüchen des Geschäftsführers berichtet und von erraticem Verhalten. Manche fühlen sich an einen Gutsherrn erinnert. Albrecht könne unheimlich freundlich sein, sagen sie, aber dann urplötzlich dominant und zuweilen laut werden. Sie beschreiben sein Verhalten mit dem Wort »unberechenbar«.

Die Einzige, die mit Namen für die Vorwürfe entstehen will, ist die ehemalige Tierpflegerin Astrid Köhler. Sie war in ihrer Zeit bei Hagenbeck

mir, über Personalgespräche in der Öffentlichkeit zu sprechen.«

Nur eine kleine Minderheit lehne sich gegen ihn auf, sagt Dirk Albrecht. 90 Prozent der Belegschaft sei mit ihm einverstanden. Doch Köhler sieht das anders. Die ehemalige Tierpflegerin arbeitet heute auf einem Bauernhof und spricht in einem Videotelefonat ausführlich über ihre Zeit in Hamburgs legendärem Zoo. Als Mädchen im Alter von zehn Jahren sei sie bereits Stammgast bei Hagenbeck gewesen, erzählt sie. Damals habe sie sich in den Kopf gesetzt, später einmal hier arbeiten zu wollen. Als

Die Liste von Baustellen sei lang gewesen, sagt Köhler. Auch andere sprechen von einem Investitionsstau. Aus dem Umfeld der Hagenbeck-Stiftung, die für den Tierpark Spenden sammelt, heißt es, 40 Millionen Euro müssten besser heute als morgen investiert werden.

Astrid Köhler erzählt von der Erleichterung vieler »Hagenbecker«, als sie von Dirk Albrecht erfuhren: Endlich kommt ein neuer Chef! Endlich hat der Tierpark wieder eine Zukunft!

Doch diese Hoffnung sei bald enttäuscht worden.

muniziert wurde. Am Schwarzen Brett hätten plötzlich schroff formulierte Zettel gehangen: Als die Corona-Pandemie begann, sei bei Missachtung der Hygieneregeln darauf mit Kündigung gedroht worden, obwohl kein Mitarbeiter gegen die Regeln in Opposition gegangen sei. Dieser Ton habe viele Mitarbeiter verunsichert. Er unterscheide sich von dem Miteinander, das zuvor geherrscht habe.

Im Tierpark habe sich Albrecht nur selten blicken lassen. Er soll wie ein Phantom gewesen sein, das in der Geschäftsstelle blieb und harsche Briefe schrieb. Die Unterredungen, die Köhler im Betriebsrat mit Albrecht führte, beschrieb sie als zäh. Oft habe er Gespräche abgelehnt. Wenn er doch einmal zu einem Treffen kam, habe er mit den Mitarbeitern wie mit Kindern gesprochen.

Die angeblichen Respektlosigkeiten Albrechts sprachen sich im Tierpark herum. Mitarbeiter berichteten, wie Kolleginnen vor ihnen wegen Sprüchen von Albrecht geweint hätten.

Im Tierpark hätten sich drei Lager gebildet, sagt Köhler: Da waren die, die Angst vor dem neuen Chef hatten; eine zweite Gruppe, die innerlich kündigte; und jene, die sich auflehnten, »die Revoluzzer«, nennt sie Köhler. Sie zählte sich zu Letzteren. Dann warf auch sie hin. Als sie 2021 einen anderen Job angeboten bekam, kündigte sie.

Dirk Albrecht sagt, er habe von der angeblichen Angst seiner Belegschaft nichts mitbekommen. Den Vorwurf habe er so zum ersten Mal gehört, als Medien Anfang April über einen offenen Brief berichteten, in dem Mitarbeiter dem Geschäftsführer »Diskriminierung«, »Demütigungen«, »Diffamierungen« und »Respektlosigkeit« vorwarfen und seine Abberufung forderten. Die Absender dieses Briefes blieben anonym.

Der Chef fand Mitarbeiter »schlafend im Backstage-Bereich eines Geheges«

Albrecht erzählt, dass zehn Jahre Stillstand im Tierpark dafür gesorgt hätten, dass er bei seinem Antritt »Wohlfühlücken« im Park vorfand. Einige wenige Mitarbeiter hätten die ihnen eingeräumten Freiheiten unverhältnismäßig ausgenutzt, auch in der Verwaltung soll es manche Eigenmächtigkeiten gegeben haben. Die Qualität der Arbeiten lasse bei einigen Mitarbeitern stark zu wünschen übrig. Er sagt: »Ich habe sogar Mitarbeiter schlafend im Backstage-Bereich eines Geheges vorgefunden. Wer das konsequent aufgreift und abstellt, macht sich keine Freunde.« Er binde sein Team bei wichtigen Entscheidungen mit ein. Es gibt auch Mitarbeiter, die das ähnlich sehen.

Aus der Sicht von Dirk Albrecht hat der Streit erst so richtig begonnen, als Thomas Günther die Gewerkschaft in den Park geholt habe. Die IG Bauen-Agrar-Umwelt nutze den Konflikt und das Medienecho, um neue Mitglieder zu werben. Es werde eine »Welle« gegen ihn gemacht.

Fraglos hat die Gewerkschaft vom Unmut über den neuen Chef profitiert. Dirk Johne, der Vize-Regionalleiter der IG Bauen-Agrar-Umwelt, teilt mit: Vor Albrechts Amtsantritt war nur eine Handvoll Angestellter von Hagenbeck bei ihr Mitglied. Inzwischen seien es mehr als die Hälfte der etwa 160 Mitarbeiter. Johne widerspricht jedoch der Aussage, die Gewerkschaft missbrauche den Streit für eine Werbekampagne. Sie erfülle nur ihre Pflicht, die Interessen der Beschäftigten zu vertreten.

Die Gesellschafter der Hamburger Institution wollen sich zu ihrem Geschäftsführer nicht äußern. Sie belassen Dirk Albrecht in seinem Amt. Und der Vielgescholtene sagt, sie seien zufrieden mit seiner Leistung als Geschäftsführer. »Endlich geht es für den Tierpark voran!«

Kampf bei Hagenbeck

Seit ein neuer Chef den Tierpark leitet, klagen Angestellte über sein autoritäres und herablassendes Verhalten. Der wittert eine Kampagne einer streitfreudigen Gewerkschaft

VON TOM KROLL

Illustration: Sophia M. Philidius für DIE ZEIT

Mitglied des Betriebsrats und bestätigt, dass es all diese Vorwürfe im Park gab. Sie sagt: »Gerade die Frauen, die in der Geschäftsstelle arbeiteten, hatten es schwer.«

Sie selbst erinnert sich an einen Tag, an dem sich der Betriebsrat traf. Zu dem Treffen sei Albrecht unangekündigt hinzugekommen. Er habe ihnen einen langen Vortrag gehalten, bei Widerrede sei man harsch angefahren worden. Einem jungen Mitarbeiter habe er gesagt, er sei ein »Sozialfall«, der den Gesellschaftern »dankbar« sein könne, dass er überhaupt noch bei Hagenbeck arbeiten dürfe, sagt Köhler. Albrecht teilt zu dem Vorwurf mit: »Das Arbeitsrecht verbietet

Jugendliche jobbte sie dann bereits bei Hagenbeck. Und nach dem Abitur ergatterte sie einen der begehrten Ausbildungsplätze im Familienunternehmen. »Ein Traumjob«, sagt sie. Köhler blieb zehn Jahre lang. Zuletzt pflegte sie im »Eismeer« die Seevögel.

Vor Albrechts Amtsantritt sei im Tierpark lange nichts passiert, sagt sie. Traditionell wird der Zoo von einer Doppelspitze geführt, die aus den Hagenbeck-Familien stammt. Doch die beiden Gesellschafter Claus Hagenbeck und sein angeheirateter Neffe Joachim Weinlig-Hagenbeck hatten sich heillos zerstritten. Zehn Jahre lang einigten sie sich auf nichts mehr – nur noch darauf, sich mit Klagen zu überziehen.

Dirk Albrecht wurde wohl auch deshalb Direktor, weil er als Bindeglied zwischen den zerstrittenen Gesellschaftern gilt. Seit er da ist, ist der Tierpark in Bewegung geraten. Die Gesellschafter hätten aufgehört, sich wechselseitig zu blockieren, heißt es. Ein neues Giraffenhäus ist in Planung. Vor Albrecht sei das undenkbar gewesen, sagen selbst die, die angeben, unter dem neuen Direktor gelitten zu haben. Er möge für die verfeindeten Gesellschafter vielleicht der richtige Mann sein, aber sein Führungsverhalten erzeuge unter den Mitarbeitern Angst. Die Tierpflegerin Astrid Köhler sagt, ihr sei aufgefallen, wie rau unter dem neuen Direktor plötzlich auf dem Gelände kom-

ANZEIGE

feel free

shop.stilwerk.com/hamburg

shop.stilwerk.com

© vetsak

HOMESTORIES BURG
 COR HOUE markilux Die Beste unter der Sonne
 rochebobois PARIS ROLF BENZ THONET
 stilwerk

Politik

Ein Hoch auf das Kombi-Formular!

Die Hamburger Verwaltung will zum Vorreiter bei der Digitalisierung werden. Brigitte Klamroth hat dafür als Erstes ein neues Papierformular erfunden. Das ist nicht so absurd, wie es klingt VON THOMAS FISCHERMANN

In der Geburtsstation der Asklepios Klinik Altona, hinter einer Rundsäule und einem Zitrusbaum, treten Hamburger Neugeborene in ein neues Zeitalter ein. Die Senatsverwaltung hat dort einen Automaten aufgestellt, ein menschengroßes sogenanntes Terminalgerät, und ihn zur Diebstahlvermeidung fest an die Säule gekettet. Die Tastatur ist aus Blech gefertigt, damit der Apparat laufend desinfiziert werden kann, und der große Bildschirm zeigt neuen Eltern ein Berührungsfeld an. »Auftrag starten!«, steht darauf. »Ihr Kind, unser Auftrag«, teilt zur Erklärung noch ein gedruckter Schriftzug am Automaten mit.

Das ist das derzeit modernste Verfahren, mit dem man in Hamburg ein neugeborenes Baby anmelden kann. Das Gerät kann Angaben zu den Eltern und zur Anschrift erfragen, es liest Daten selbstständig aus Personalausweisen ein, kramt Informationen zum Ehestand aus den Tiefen städtischer Standesamtsdaten heraus und akzeptiert verschiedene Zahlungsmittel für die Begleichung der amtlichen Gebühren. Dieser Automat soll auch ein Vorbote der Zukunft sein: der weitgehend digitalisierten öffentlichen Verwaltung.

»Früher wären Sie nach der Geburt erst mal von Amt zu Amt gelaufen, zum Standesamt, zur Kindergeldstelle«, sagt Brigitte Klamroth, die eigentlich promovierte Biologin ist, aber beruflich schon seit Jahren bei der Hamburger Verwaltung arbeitet und dort IT-Neuerungen einführt. Klamroth war schon für die einheitliche Behördenrufnummer 115 in Hamburg verantwortlich, hat bei der Finanzbehörde neue Digitalprozesse eingeführt, und im Augenblick steht auf ihrer Visitenkarte: »Projektleitung Kinderleicht zum Kindergeld«. Wer mit dem Automaten im Krankenhaus fertig ist, bekommt einige Wochen später die erste Überweisung des Kindergeldes – ohne sich weiter kümmern zu müssen. In wenigen Tagen wird im Krankenhausfoyer ein noch moderneres Gerät aufgestellt, das ohne Anfassens, nur mit Sprachbefehlen funktioniert. Und eine Version für die Säuglingsanmeldung auf dem eigenen Handy ist bereits in Betrieb.

In der Hamburger Verwaltung haben sie sich vor einigen Jahren vorgenommen, Vorreiter bei der Digitalisierung zu werden. In ganz Deutschland soll gerade ein solcher Wandel vorangetrieben werden: 2017 hat der Bundestag das sogenannte Onlinezugangsgesetz verabschiedet, das den Bund, die Länder und die Kommunen dazu verpflichtet, »bis spätestens Ende 2022 ihre Verwaltungsleistungen auch elektronisch über Verwaltungsportale anzubieten«. Schluss mit der altpreußischen Verwaltung mit ihren Aktenordnern und Papierformularen. Fast jede Kommune, die etwas auf sich hält, rief damals Smart-City-Strategien, E-Government-Strategien, Digitalstrategien und dergleichen aus.

»Fast acht von zehn Kommunen befinden sich in der Strategiekonzeption oder -umsetzung«, stellte schon 2020 eine Studie im Auftrag des Bundeswirtschaftsministeriums fest, aber sie kritisierte auch: »Nur in jeder zehnten Kommune ist sie schon weit fortgeschritten.« In Hamburg hingegen hatte der Senat schon zwei Jahre vor dem Bundesgesetz, nämlich 2015, einen Beschluss gefasst: dass die Hansemetropole eine »digitale Stadt« werden solle. 2018 wurde ein Amt für IT und Digitalisierung in der Senatskanzlei eingerichtet. Dessen Chef Christian Pfromm, der davor die IT einer Frankfurter Privatbank neu ausgerichtet hatte, sagt

über seine Kolleginnen und Kollegen in der Verwaltung: »Wir haben hier in vielen Bereichen eine hohe Digital-Affinität.«

Hamburgs Digitalisierungseifer ist seither einige Male aufgefallen, zuletzt auch recht kontrovers, auf dem Höhepunkt der Corona-Pandemie. Da war der Stadtstaat einer der eifrigsten Verfechter der Luca-App. Quasi alle Gesundheitsämter in Deutschland schrieben damals vor, dass die Besucher von Restaurants, Läden oder Museen einen Zettel mit ihrer Anschrift und ihren Kontaktdaten zurücklassen mussten. Aber eine frisch gegründete Berliner Computerfirma, hinter der unter anderem der Spaßrapper Smudo steckt, entwickelte eine Abkürzung des Verfahrens: Handy rausholen, einen Code an der Eingangstür einscannen, und das Leben konnte weitergehen (*ein Interview mit Smudo finden Sie auf Seite 10*).

13 von 16 Bundesländern schafften am Ende Lizenzen für diese elektronische Lösung an – aber kaum jemand ging die Sache so entschlossen an wie die Hamburger Verwaltung. Viele Gesundheitsämter in der Republik versuchten gar nicht ernsthaft, die Luca-Daten irgendwie auszuwerten, aber die Pfromm-Behörde setzte alle Hebel in Bewegung. 632.235 Euro wurden für die Nutzung der App ausgegeben. In den Gesundheitsämtern waren zeitweise bis zu 80 Leute im Einsatz, die dafür geschult waren, die Luca-Kontaktdaten zu interpretieren.

Hamburgs Digitalchef sagt: Man muss auch mal was riskieren

Leider stellte sich diese Art der Kontaktverfolgung bald als doch nicht so praktisch heraus: zu langsam, Datenschutzprobleme, Zweifel an der Luca-Firma. Pfromm steht trotzdem, wie er sagt, »vollkommen« dahinter, dass der Senat sich damals für diese Technik entschied. Man müsse auch mal was ausprobieren und riskieren. Vor allem in einer so ungewöhnlichen Situation wie einer Pandemie.

Der Hauptsitz des Amtes für IT und Digitalisierung ist in einem Glaspalast in der Caffamacherreihe untergebracht: Wenn man mit dem Aufzug bis nach oben fährt, hat man einen schönen Ausblick über die Stadt. Heute ist allerdings kaum ein Mensch hier. Die langen Arbeitsbänke in Grau- und Kieftönen sind spärlich besetzt, und auf einem tiefblauen Sofa für informelle Behördenbesprechungen (»unserem Flüstersofa«, raunt eine Senatsmitarbeiterin) hat sich niemand niedergelassen. Hier haben sich viele ans Homeoffice gewöhnt.

Die Babyanmeldungs-Reformerin Klamroth empfängt mit eleganter Geste, im Business-Outfit und mit einer Perlenkette um den Hals, in ihrem Besprechungsraum. Danach läuft das Treffen etwas überraschend ab. Die IT-Expertin spricht nicht viel übers Digitale, sie redet fast ausschließlich über Papierformulare.

»In der alten Zeit mussten bei der Geburt eines Kindes bis zu 14 Seiten unterschiedlicher Formulare ausgefüllt werden«, sagt sie und zeigt ein paar Beispiele dafür: Vordrucke für alle die Ämter – Einwohnermeldeamt, Finanzamt, Kindergeldstelle –, die mit Neugeborenen zu tun haben und in die manche Angaben wie die Adresse oder das Geburtsdatum der Eltern immer wieder neu eingetragen werden mussten. Klassikformulare in Luxusausführung: mit einer angehängten Dokumententasche fürs Beilegen der Heiratsurkunde.

Das ist jetzt ersetzt durch das sogenannte Kombi-Formular. Es hat nur noch drei Seiten und kann alles: den Namen des Kindes bestimmen, es wohnrechtlich anmelden, eine Geburtsurkunde bestellen, das Kindergeld beantragen und noch ein paar Dinge mehr. Erläuterungsblätter in 15 Fremdsprachen liegen zum Beilegen bereit.

Bis das Kombi-Formular in Hamburg zum Einsatz kommen konnte, vergingen arbeitsreiche Jahre. An der Wand hinter Klamroth hängen komplizierte Ablaufdiagramme, die an die Zeichnungen in den Schalträumen von Atomkraftwerken erinnern: Sie zeigen, wie die Kliniken, Hebammen-Praxen, Kommunal-, Landes- und Bundesbehörden alle zusammenarbeiten, damit die Daten aus dem fertig ausgefüllten Kombi-Formular in die richtigen Amtsstuben wandern und sämtliche Sachbearbeiter dort ihre Arbeit ordentlich erledigen können, von der namensrechtlichen Prüfung bis zum Erlass eines Kindergeldbescheids.

Über dieses Papierformular spricht Klamroth 32 Minuten lang, und nur wenige Minuten bleiben für den letzten Schritt, bei dem es um Computer geht: zum Beispiel den Automaten im Foyer des Geburtszentrums in Altona. »Dank dieser Digitalisierung fällt in der Verwaltung noch ein weiterer Schritt weg: dass jemand die Daten aus den Formularen in einen Rechner eintippt.«

Dass diese Hamburger Digitalreformerin so viel über Papierformulare spricht, ist aber viel weniger absurd, als es vielleicht auf den ersten Blick scheint. »Das Wichtigste bei einer erfolgreichen Digitalisierung in der Verwaltung ist es



Foto: Jonas Wresch für DIE ZEIT



Brigitte Klamroth (oben) hilft mit, die Ämter in Hamburg zu digitalisieren. Zum Beispiel mit einem Terminal (unten) zur Anmeldung neugeborener Babys

nicht, irgendwelche technischen Lösungen aufzustellen«, sagt Francesca Bria, eine international gefragte Digitalisierungsberaterin, die in den vergangenen Jahren dafür bekannt wurde, dass sie als IT-Chefin die Stadtverwaltung von Barcelona durcheinandergewirbelt hat. »Das Wichtigste ist, dass man die Prozesse anders denkt und über die alten Abteilungsgrenzen hinweg organisiert.«

Das ist auch das wichtigste Thema bei einem neuen Vorhaben, das derzeit im Hamburger Digitalisierungsamt läuft: In einigen Monaten sollen die rund 260.000 Wohnmeldungen und -abmeldungen, die jedes Jahr in den Ämtern erledigt werden, digital stattfinden. Im Idealfall von unterwegs mit dem Smartphone in der Hand.

»Amtsgänge werden von den Leuten in der Regel nicht als etwas Angenehmes wahrgenommen«, sagt die zuständige Projektleiterin Marie-Dominique Enjalbert. »Unser Ziel ist also, dass es so wenige wie möglich geben soll.«

Enjalbert gehört zu der Sorte gewiefter Verwaltungsjuristen, die flüssig und beseelt von Bundesmeldegesetzen, der Passverordnung und der Bundesmeldeatendigitalisierungsverordnung (kurz: BMeldDigiV) lossprudeln können. Sie findet es super, wenn Projekte »auf bestehende Kommunikationsstrukturen zwischen Meldebehörden aufsetzen«, und empfiehlt eine enge »Verzahnung mit der Fachlichkeit«, was ein anderes Wort für verwaltungseigene Experten ist. Wenn viele Experten aus unterschiedlichen Abteilungen und Ämtern zusammenkommen, entstehe eine »Gremienstruktur, die dann auch bespielt werden muss«. Sie bespielen eine Gremienstruktur, Frau Enjalbert, wie machen Sie das? Die Digitalisierungsexpertin erläutert sanft: »Ich nehme an diesen Runden teil.«

Was die Hamburger Verwaltung da plant, ist als bundesweites Pilotmodell gedacht und wird auch aus Bundesmitteln finanziert. Und man ahnt schon – auch wegen der eigenartigen Sprache, die hier in der Caffamacherreihe gesprochen wird –, wo bei solchen Digitalisierungsprojekten die Konflikte verlaufen. Bei jedem Vereinfachungsschritt, der gewöhnlichen Menschen leicht verständlich und nutzerfreundlich vorkommen mag, fragt sich die Fachlichkeit, ob man das so machen darf, welche Behörden dafür zuständig sind und ob die Gesetze das wirklich hergeben.

Das kann selbst bei Vorgängen, die simpel erscheinen, zu einem Alptraum werden. Zum Beispiel, wenn jemand einen Umzug melden will. Bei jedem Wohnortwechsel werden ja Einträge in den Melderegistern angepasst, werden Wohnmeldebescheinigungen in den Bürgerzentren ausgestellt und möglicherweise versandt, der Datenchip im elektronisch lesbaren Personalausweis muss umprogrammiert werden, und der Ausweis bekommt, bisher zumindest, rückseitig ein gestempeltes Stück Papier mit der neuen Adresse aufgeklebt.

Manche Mitarbeiter in den Ämtern haben Angst um ihre Jobs

Bei solchen Aufgaben ist nicht nur irgendein örtliches Bezirksamt involviert, sondern mehrere Kommunal-, Landes- und Bundesbehörden wirken zusammen. Zu Digitalisierungsschritten müssen sie in der Regel alle ihre Zustimmung erteilen, und irgendwo hakt es immer: Wer klebt am Ende zum Beispiel den Adressaufkleber auf den Personalausweis und stempelt ihn? Muss es wirklich ein Stempel sein, oder darf die Bundesdruckerei alternativ einen klebstoffbeschichteten QR-Code ausdrucken und zum Selbstaufkleben an die neue Wohnmeldeanschrift schicken? Da haben bei der Fachlichkeit aber ganz schön die Köpfe geraucht.

Marie-Dominique Enjalbert sagt: »Wir mussten mit dem Projekt bis an die Schmerzgrenze gehen.« Und es stimmt ja auch, dass manche Neuerung einen Verstoß gegen alte Vorschriften darstellt, die erst mal an die neuen digitalen Zeiten angepasst werden müssen. Es ist einfach so, dass jeder Reformschritt, der einem Informatiker praktisch vorkommen mag, auch Sicherheitslücken mit sich bringen kann, die vorhergesehen und vorab geschlossen werden müssen. Sonst gibt es am Ende lauter falsche Daten oder Scheinanmeldungen.

Und nicht zuletzt haben viele Menschen in der Verwaltung ihre persönlichen Sorgen. »Natürlich gibt es Ängste bei Mitarbeitenden in den betroffenen Verwaltungsbereichen«, hat Brigitte Klamroth bei der Reform der Neugeborenen-Anmeldung erfahren. Bei einigen ist es die Sorge vor der Veränderung ihres Arbeitstags, andere fürchten Personaleinsparungen. Aber Klamroth hält die Sorgen für unnötig. »Es gibt doch genug Aufgaben in den Ämtern, die interessant sind«, sagt sie. »Die absolute Lieblingstätigkeit vieler Standesbeamter ist es doch nach wie vor, Ehen zu schließen.«

Weniger Papierkram, mehr Liebe: Das könnte Hamburgs digitale Zukunft sein.

ANZEIGE

DIE AMBIENTA

Im Herzen der Holsteinischen Schweiz lädt das malerische Gut Sierhagen zum Erleben, Genießen, Entdecken und Verweilen ein. Über 120 ausgewählte Aussteller präsentieren Highlights der Mode, Accessoires, Dekorationsartikel, exklusive Pflanzen und vieles mehr! Gönnen Sie sich eine Auszeit bei einem heimischen Wildburger, einer Bootsfahrt auf dem Schlossteich oder einer Kutschfahrt durch den blühenden Raps. Kinderbetreuung und kostenlose Parkplätze sorgen für einen entspannten Besuch.

26. - 29.5.2022
Himmelfahrt
Gut Sierhagen

10 - 18 Uhr
EINTRITT: 12 Euro
Kinder bis 16J frei
www.gut-sierhagen.de

[f](https://www.facebook.com/GutSierhagen) GutSierhagen [i](https://www.instagram.com/gutsierhagen) gutsierhagen

Tierleben

Namen tun nichts zur Sache, aber einer darf verraten werden: Die Henne heißt Coco.

Der Ort? Irgendwo in Hamburg. Es wäre übertrieben, zu sagen, dass Coco im Untergrund lebt, es fahndet ja niemand nach ihr. Andererseits ist nicht ganz klar, ob ihr gegenwärtiger Aufenthalt legal ist. Ein Tierarzt war beteiligt, es könnte auch eine Tierärztin gewesen sein, außerdem eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter eines Massenhennenhalters außerhalb Hamburgs. Beide haben gegen Vorschriften verstoßen, und beide wollen es in Zukunft wieder tun.

Coco wurde entführt – beziehungsweise gerettet, so heißt das in der Szene der Tierbefreier.

Der Anblick der Henne ist gewöhnungsbedürftig. Kopf und Hals sind fast nackt, die Federn haben andere Hennen ihr ausgehackt. Inzwischen schieben sich die ersten Federkiele wie Stoppeln eines Dreitagebarts aus der Haut. Am Rücken wurde ihr ein tiefer Krater ins dicke Federkleid gepickt, an dessen Boden die Haut des dünnen Körpers sichtbar wird. Von einigen Schwungfedern sind nur die weißen Kiele erhalten. Wie Rippen schimmern sie durch die Reste des braunen Deckgefieders.

Wer den Anblick erschreckend findet, sollte die Fotos sehen, die Cocos Besitzerin zwei Wochen zuvor gemacht hat. Die nackte Haut war von Hämatomen bläulich verfärbt und mit einer dunklen Masse verklebt. Die neue Halterin hielt sie für Schmutz und entfernte sie vorsichtig, bis Blut zutage trat. Es war Wundschorf.

All das wird verheilen. Ob Coco allerdings je zu einem gesunden Huhn wird, das mit anderen Hühnern zusammenleben kann, ist eine andere Frage. Und Gesundheit ist ein relativer Begriff: Legehennen werden nicht für ein gesundes Leben gezüchtet.

Ein Huhn entdeckt die Welt: Coco wuselt durch den Garten ihres neuen Zuhauses und pickt an allem: Löwenzahn, Gehwegplatten, den Plastikschneiben eines Gartenhauses. Dass eine Henne Gemüsereste und junge Sprossen aus Vogelfutter fressen kann, habe Coco ihren anderen Hühnern abgeschaut, erzählt die Besitzerin. Zunächst fraß sie nur Körner. Als sie aus der gepolsterten Kiste gehoben wurde, hat sie wohl zum ersten Mal die Sonne gesehen. »Wie sie die angestarrt hat!« Die Henne habe verblüfft gewirkt, sagt die Halterin.



Im Garten seines neuen Zuhauses sah das Huhn zum ersten Mal die Sonne

Freiheit für Coco

Die Legehennen vegetierte in einem Massenbetrieb vor sich hin und war schon fast tot. Dann wurde sie nach Hamburg entführt VON FRANK DRIESCHNER

Ein Charakterzug Cocos zeigt sich schon: Sie mag Gesellschaft – die von Menschen. »Die merken wahnsinnig schnell, wer ihnen was Gutes tut.« Andere Hühner dagegen greift sie an und wird von ihnen angegriffen. Wenn sie nicht im Garten unterwegs ist, lebt sie einstweilen in einem Meerschweinchenkäfig. Die Halterin hofft, dass Coco in ihre Hennengemeinschaft aufgenommen wird, wenn ihre Federn nachgewachsen sind.

Cocos Besitzerin hat ein eigenes Unternehmen, Hennen sind ihr Hobby. In dem weitläufigen Außengehege hinter dem Haus lassen sich prachtvolle Vögel bestaunen: braun-schwarze Marans-Hennen, eine scheue weiße Aracauna, die grüne Eier legt. Und zwei hübsch getupfte Blumenhühner, die jüngsten Errungenschaften vor Coco.

Hühner als Luxus: Man muss sich bloß ein paar Minuten Zeit nehmen für diese sanft gurrende,

auf gemächliche Weise geschäftige Gesellschaft, um die entspannende Wirkung der Tiere selbst zu spüren. »Das macht mich unfassbar glücklich«, sagt die Besitzerin.

Ihre Hühner sehen aus wie aus dem Bilderbuch, wie auf den Fotos auf der Eierverpackung. Man könnte sie für ganz normale Hühner halten, in Wirklichkeit sind es seltene Luxusgeschöpfe. Eher könnte man sagen, dass Coco das einzige

normale Huhn in diesem Haushalt ist – eine von 26,6 Millionen Hennen aus der sogenannten Bodenhaltung. Es wäre schön, zu glauben, dass die durch Schnabelhiebe verletzte und gerupfte Henne vor ihrer Befreiung eine besonders unglückliche Vertreterin ihrer Spezies war, aber der Tierarzt sieht das anders. »Am Ende«, sagt er, »sehen die eigentlich alle so aus.« Dennoch, über ihren früheren Besitzer verliert er kein unfreundliches Wort. Alles auf diesem Hühnerhof sei völlig legal, und: Es gebe schlimmere.

Coco gehört einer Familie von Hühnerrassen an, die als Legehybride bezeichnet werden. Andere Hühner haben Rassemkmale, Legehühner haben technische Daten: 2 bis 2,25 kg Futter pro Kilo Eimasse, rund 315 Eier in 72 Lebenswochen, rund zwei Kilo Körpergewicht bei Produktionsende. Coco wog am Anfang nur 1200 Gramm, vielleicht ein Hinweis, dass es ihr doch schlechter ergangen ist als anderen Schicksalsgenossinnen. Ihr tägliches Ei legt sie trotzdem, sie kann nicht anders.

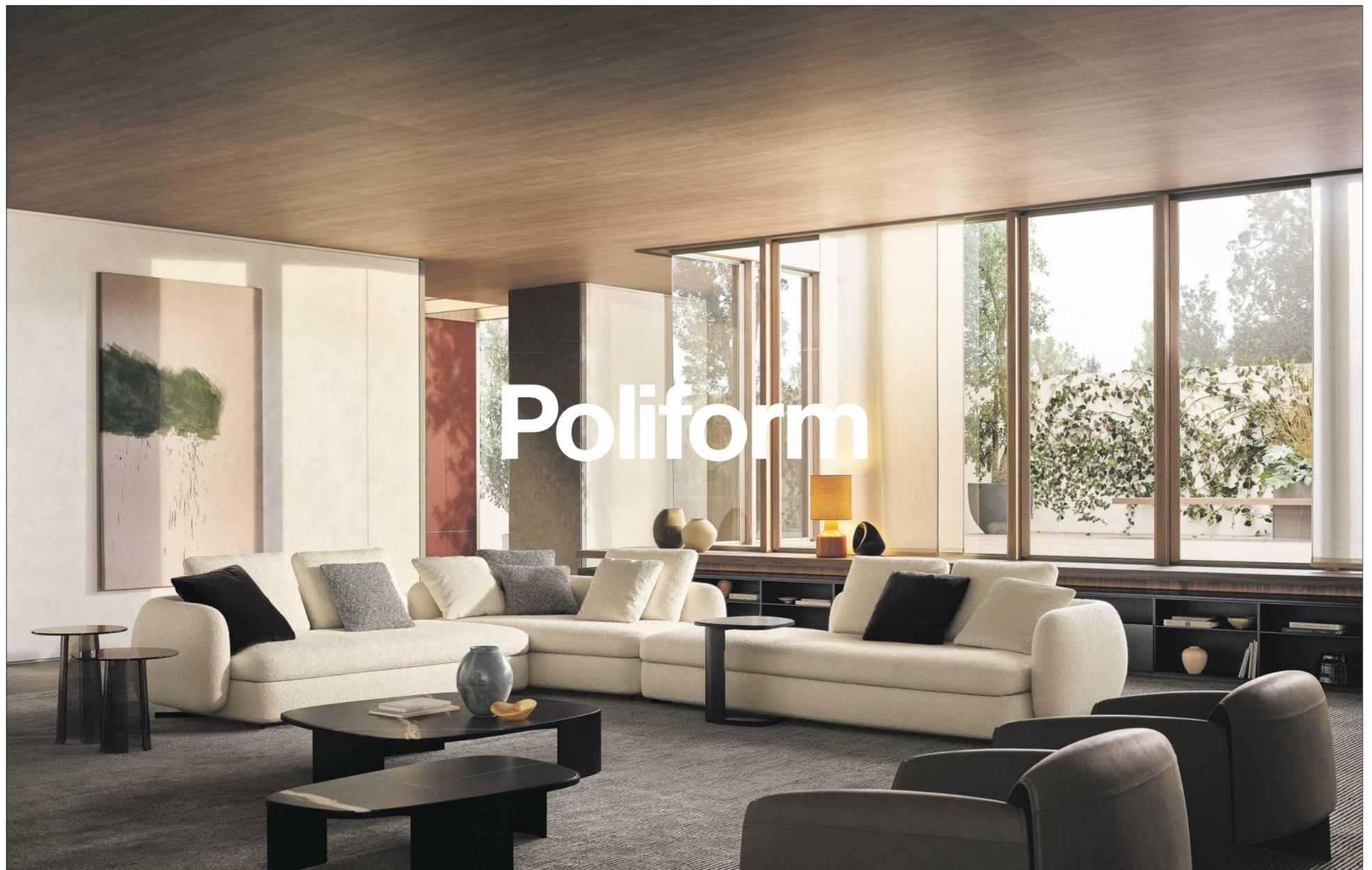
Alt wird Coco nicht werden. Auf Dauer können Legehühner das Calcium nicht ersetzen, dass sie zum Aufbau der vielen Eierschalen brauchen, und entziehen es daher den eigenen Knochen. In vielen Fällen, erzählt der Tierarzt, könne er Hühner aus Legefabriken nur noch einschläfern. Andererseits: Er habe einen Fall erlebt, da hatten die Retter einer Henne mit einem komplizierten Oberschenkelbruch eine andere Idee – ob man nicht in der Tierärztlichen Hochschule in Hannover noch etwas machen könne? So sei es dann gekommen: Krankentransport, Operation, mehrwöchige Rekonvaleszenz mit geschientem Bein im Wohnzimmer des Arztes.

Am Ende, sagt er, sei das Huhn völlig »vermenschlicht«, es habe im Hundekorb geschlafen und vorzugsweise auf dem Sofa gesessen. »Aber ein sehr nettes Huhn, es hatte das auf jeden Fall verdient.« Ein passender neuer Halter habe sich auch gefunden.

Vielleicht ist das die beste Chance einer Legehennen: irgendwie das Wohlwollen der Menschen zu erregen.

Als Cocos neue Halterin mit ihrer elfjährigen Tochter im Garten saß, um für eine Schulklausur zu lernen, sei kürzlich ihr neues Huhn dazu gekommen, so erzählt sie, und habe den Kopf auf die Schulter ihrer liegenden Tochter gelegt. So sei die Henne eingeschlafen.

ANZEIGE



Schule

»Herr List hat eine Art Aura«, sagt eine seiner Zehntklässlerinnen. »Er gibt einem das Gefühl, dass man mit ihm offen reden kann«



Fotos (Ausschnitt): Kathrin Spirk für DIE ZEIT

Ein Dutzend zweite Chancen

Andreas List unterrichtet in Jenfeld zwölf Sitzenbleiber. Und ist sich sicher: Unter ihnen sind Riesentalente VON MIGUEL HELM UND ANNA SOPHIE KÜHNE

In der Schule kann man ermahnt werden, rausfliegen, durch Klausuren fallen. Doch eines kann man nicht mehr: sitzen bleiben. »Alle Wissenschaftler sagen, das Sitzenbleiben mehr schadet als nützt«, erklärte Schulsenator Ties Rabe (SPD) vor bald zehn Jahren und schaffte die Zwangswiederholung eines Schuljahres in Hamburg ab. Deswegen verwundert es auf den ersten Blick, dass an der Otto-Hahn-Schule in Hamburg-Jenfeld gleich ein Dutzend Zehntklässler das Schuljahr wiederholen. Sie tun das auf eigenen Wunsch, besuchen eigene Kurse und haben einen eigenen Tutor: Andreas List, 39 Jahre alt. Er sagt: »Dieses Schuljahr ist für die Jugendlichen eine zweite Chance.«

Raum 13J, früher Nachmittag, Gesellschaftskunde. Herr List geht mit einer Holzbox – dem

»Handyparkplatz« – durch die Reihen und sammelt die Telefone der Schüler ein. Dann spricht der Lehrer über die Nato, den Eisernen Vorhang und Wladimir Putin. Er trägt ein Holzfallerhemd, seine blonden Haare sind verwuschelt. Die Sitzenbleiber hören ihm aufmerksam zu.

Da ist zum Beispiel Anna, 16, letzte Reihe. Rote Haare, blasser Teint. Sie hat ADHS und Depressionen, sagt sie. Mit jeder Woche im Lockdown sei es für sie schlimmer geworden. Ihr Laptop ging gleich am Anfang kaputt. Die Wohnung war voll, weil die beiden Kinder ihrer Tante vorübergehend zu der Familie zogen. In vielen Fächern kam sie nicht mehr mit, Chemie ist ihr schlechtestes Fach.

Da ist Marie, 16, letzte Reihe neben Anna. Lange rosa lackierte Fingernägel. Sie konnte sich während des Lockdowns zu Hause einfach nicht motivieren,

erzählt sie. Es fehlte eine Alltagsroutine, sie vernachlässigte Nebenfächer, konzentrierte sich auf die Hauptfächer. »Dabei zählen alle Noten am Ende natürlich gleich viel«, sagt Marie. Als im Dezember 2020 die Zwischenprognosen zum Halbjahresende feststanden, war das »wie ein Schlag ins Gesicht«.

Da ist Jasmin, 16, vordere Reihe links. Grün gefärbte Haare, runde Metallbrille, schwarze Lederstiefel. Sie war eigentlich eine gute Schülerin, sagt sie, und auf dem besten Weg, ihr Abitur zu machen. Dann blieb sie wegen Panikattacken ein halbes Jahr zu Hause. Gerade, als ihre Angststörung besser wurde und sie wieder in die Schule konnte, fing das Homeschooling an. Statt sich online einzuwählen, schaute Jasmin Videos auf TikTok.

Anna und Marie möchten in der Pflege arbeiten, Jasmin will sozialpsychologische Assistentin werden.

Dafür reicht der Erste Schulabschluss (ESA) nicht, den die Schülerinnen nach Klasse 9 erhalten haben. Sie brauchen den Mittleren Schulabschluss (MSA), den es nach Klasse 10 gibt. Deshalb haben sie entschieden, das Jahr zu wiederholen.

Vor zwölf Jahren begann der Senat, das Sitzenbleiben schrittweise abzuschaffen. »Sitzenbleiben frustriert, bringt nichts und verschwendet viel Geld«, sagte Schulsenator Rabe. Seitdem kann nur noch in begründeten Ausnahmefällen eine Klasse wiederholt werden, etwa bei Krankheit oder familiären Problemen. Doch dann kam Corona, die Schulschließungen, das Homeschooling. Das »Verbot des Sitzenbleibens« wurde temporär aufgehoben. Wer wollte, konnte das Schuljahr 2020/2021 freiwillig wiederholen.

»Hier in Jenfeld haben die Schülerinnen und Schüler unter den Lockdowns besonders gelitten«, sagt der Lehrer Andreas List. Viele hätten in der Pandemie auf ihre kleinen Geschwister aufpassen müssen, andere teilten sich mit mehreren Geschwistern ein Handy, weil es in ihrer Familie keine Computer gibt. Auch psychische Krankheiten und Angststörungen seien bei den Kindern deutlich schlimmer geworden.

List weiß, was es bedeutet, sitzen zu bleiben. Er ist in Bayern zur Schule gegangen, in einem 5000-Einwohner-Dorf in der Oberpfalz. Frontalunterricht, strenge Lehrer. In Mathe und Physik verlor er den Anschluss, erzählt er. Er habe sich für diese Fächer nicht begeistern können, ihm fehlte der Realitätsbezug. In der Oberstufe waren seine Noten dann so schlecht, dass er fürchten musste, durchs Abitur zu fallen. List wiederholte die elfte Klasse freiwillig. »Durch diese Erfahrung kann ich meine Schüler besser verstehen«, sagt der Lehrer.

Nach seinem Referendariat in einer bayerischen Dorfschule landete er an der Otto-Hahn-Schule in Jenfeld. Sein erster Eindruck: »Abgefahren und krass«, sagt List, »wie in einem schlechten Schulfilm.« Die Schüler nahmen ihn nicht ernst, erzählt er. Sie schossen Papierkugeln durch die Luft, warfen Stifte und Bücher durchs Klassenzimmer. Nach vier Wochen in Jenfeld habe er gedacht: Ich schmeiße hin. »Da habe ich wirklich gezweifelt, ob der Lehrerberuf das Richtige für mich ist«, sagt List. So gehe es den meisten Pädagogen, die an die OHS kommen. Viele blieben gerade so lange, wie es für ihre Verbeamtung nötig ist, also drei Jahre. »Und dann wird sich wegbegeben.«

Rückblickend sagt Andreas List über seine Anfangszeit: »Ich war zu nett.« Er lernte: Ein guter Lehrer muss auch mal streng sein. Und: Man verdient sich die Anerkennung der Schüler, wenn man sie nicht aufgibt, auch wenn sie am laufenden Band schlechte Noten schreiben und den Unterricht schwänzen. Der Schulleiter sagt heute über Herrn List: »Er ist ein Sonnenschein, der mit jedem kann.«

Er habe sich wahnsinnig auf den ersten Tag mit den Wiederholern gefreut, sagt List: »Ich war gespannt, was das für eine Dynamik annimmt. Die Situation, dass alle im Raum freiwillig wiederholen, die gibt es ja sonst nicht.« Die Schüler seien anfangs sehr ruhig gewesen. Jeder im Kurs habe erst einmal seine Rolle finden müssen. Am ersten Schultag verteilte er rote Zettel und wollte von ihnen wissen: Was sind eure Stärken? Die Antworten hängen noch heute an der Wand: »auswendig lernen«, »zuhören«, »Englisch«. Darunter sind die Schwächen aufgelistet: »alleine lernen«, »Chemie«, »Konzentration«. Und dann gibt es noch eine weitere Frage: Welche Ziele

setzt Ihr Euch? Auf fast jedem Blatt stehen drei Buchstaben: MSA.

Rund 20 Prozent der Einwohner von Jenfeld sind Hartz-IV-Empfänger, das Pro-Kopf-Einkommen liegt weit unter dem Hamburger Durchschnitt. Vier von fünf Kindern haben einen Migrationshintergrund. In den Schlagzeilen war die Otto-Hahn-Schule zuletzt, als das SEK hier einen vermeintlichen Amoklauf verhindern sollte. In Jenfeld lebte der Terrorverdächtige Abdurrahman C., der einen Anschlag geplant haben soll und derzeit vor Gericht steht. In Jenfeld war 2005 die abgemagerte Leiche der siebenjährigen Jessica entdeckt worden, eingesperrt in der Wohnung ihrer Eltern.

Andreas List sagt, die Jugendlichen, die er unterrichtet, hätten es nicht leicht. Viele Eltern bewegen sich in kleinen Mikrokosmen, migrantischen Communities, wo kaum eine Deutsch spreche. Sie hätten teils hohe Erwartungen an die Kinder, könnten sie aber bei Hausaufgaben oder Klausurvorbereitungen nicht unterstützen. Der Schulleiter sagt: »Wir sind eine schweinegeile Schule, aber halt in Jenfeld und nicht in Blankenese.« List ist deswegen von seinen Schülern beeindruckt. Fragt man ihn nach den Sitzenbleibern, spricht er von »wahnsinnigen Talenten«. Die eine sei etwa an Politik interessiert und »unfassbar gut informiert«. Der andere liefere am Montag eine Literaturanalyse eines Buches, das er am Wochenende gelesen hat. »Die haben echt was auf dem Kasten, wenn man sie mit dem richtigen Thema kriegt«, sagt List.

Samira Arman ist 35 Jahre alt, arbeitet als Sozialpädagogin an der Schule und bezeichnet List als ihren Mentor. »Er schafft diesen Spagat zwischen »cooler Lehrer« und »Autoritätsperson«, sagt sie. »Und er nimmt die Schülerinnen und Schüler, wie sie sind.« Das würden nicht viele Lehrer schaffen. Die Schüler wüssten: List sei jederzeit erreichbar für sie.

Die Schülerin Jasmin erzählt, sie habe sich vor einigen Monaten an ihren Lehrer gewandt, weil ein Junge im Jugendzentrum sie bedrängte. Sie war allein, als er reinkam. »Er wollte Sex«, erzählt sie. »Ich habe mich sehr unwohl gefühlt.« Am nächsten Tag habe sie List davon erzählt. Er bestärkte sie darin, den Vorfall offen anzusprechen – und sagte, sie solle ihm Bescheid sagen, falls der Junge ihr noch mal zu nahe käme. »Herr List hat eine Art Aura«, sagt Jasmin. »Er gibt einem das Gefühl, dass man mit ihm offen reden kann.«

In Raum 13J hängen zwei Fotos von Andreas List und den Sitzenbleibern an einer Pinnwand aus Kork. Auf dem linken schauen die Schüler brav in die Kamera, List steht am Rand – ein typisches Klassenfoto. Auf dem rechten hingegen: Peace-Zeichen, Duckface, Gewinnerlächeln. Und Andreas List macht mit der rechten Hand den Surfer-Gruß: *Hang loose*.

Lehrer List ist mit seinen Wiederholern zufrieden. In den vergangenen Monaten haben sie reifen und sich persönlich entwickeln können, unabhängig von ihren schulischen Leistungen. »Wir sind uns wirklich ans Herz gewachsen, ich hoffe, ich kann da auch für meine Schülerinnen und Schüler sprechen.« Kurz vor dem Ende des Schuljahres ist klar: Sechs Schüler schließen die zehnte Klasse zum zweiten Mal ohne MSA ab. Eine zweite Chance ist eben auch nur das: eine Chance. Die anderen sechs haben sie genutzt, darunter auch Marie, Anna und Jasmin.

Die Namen der Schülerinnen in diesem Artikel wurden zu ihrem Schutz geändert

ANZEIGE

ZEIT HAMBURG

Immer wissen was in Hamburg wichtig ist.

Testen Sie **DIE ZEIT** digital und gedruckt **4 Wochen gratis**. Inkl. **Extra Seiten für Hamburg**
www.zeit.de/4x-hamburg



ZEIT HAMBURG



DIE ZEIT
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Foto: © Michael Dammm

»DER NACHHALTIGSTE HAFEN WELTWEIT«



Fast 9.000 Seeschiffe erreichen den Hamburger Hafen, der jedes Jahr rund neun Millionen Container umschlägt. Mit ambitionierten Zielen visiert die HHLA seit 2007 den »Green Port« an und wird so zum weltweiten Vorbild.

CORNELIA HEIM

Der Hamburger Hafen ist die Lebensader der Hansestadt. Und nicht nur das. Er sichert, so der Erste Bürgermeister Peter Tschentscher jüngst in einer Rede vor dem Übersee-Club, »auch in Krisenzeit wie diesen die Versorgung Deutschlands«. Überdies ist der Hafen längst – auch global betrachtet – ein »Role Model« und weist den Weg in eine grünere Zukunft.

Die gelebte Zukunftsvision

Das Aushängeschild der Hamburger Hafen und Logistik AG ist der Container Terminal Altenwerder (CTA). Der jüngste Container-Umschlagplatz der HHLA ist zugleich der modernste, er gilt weltweit als die erste klimaneutrale Anlage. Container werden von voll automatisierten Fahrzeugen, sogenannten Automated Guided Vehicles (AGVs), umgeschlagen, die zwischen Containerbrücke und Lagerblock pendeln und nicht mehr mit Diesel betankt werden, sondern batteriebetrieben agieren. Die Waren werden in Altenwerder zudem komplett mit Ökostrom gelöst. Damit, so CTA-Geschäftsführer Oliver Dux nicht ohne Stolz, sei Altenwerder die »Blaupause« für weitere zukunftsfähige Häfen in Asien und Europa.

»Unser langfristiges Ziel ist es, im gesamten HHLA-Konzern bis 2040 klimaneutral zu produzieren«, beschreibt HHLA-Vorstandsvorsitzende Angela Titzrath den ambitionierten Kurs. »Balanced Logistics«, so heißt das Leitmotiv im Nachhaltigkeitsbericht 2021/22. Denn es gelte, auf dem Weg in die Zukunft »sowohl ökonomische, soziale wie ökologische Aspekte in Einklang zu bringen«. Seit 2007 übrigens sei Nachhaltigkeit im Geschäftsmodell verankert. Der Leiter dieses Ressorts, Jan



Tor zur Zukunft und zur Welt: Der Hafen ist nicht nur Sehenswürdigkeit für Touristen und Kulturbesister, er ist der Motor für die Wirtschaft.

Schiene« heißt die Devise, die Hamburg zum größten Eisenbahnhafen Europas macht. Das Unternehmen steigerte innerhalb der vergangenen vier Jahre die konzern-eigenen Bahntransporte um 40 Prozent. HHLA-Chefin Titzrath betont: »In Hamburg werden jetzt schon mehr Güter auf der Schiene transportiert als in den Häfen Rotterdam, Antwerpen und Bremerhaven zusammen.«

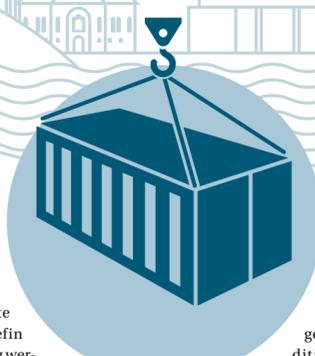
Investition in neue Technologien

Auf der ökologischen Habenseite stehen noch etliche Punkte mehr: Seit 2021 fahren die Züge der HHLA-Bahntochter Metrans mit

Hendrik Pietsch, befindet, das Unternehmen sei im vergangenen Jahr »seinem Ziel einen großen Schritt nähergekommen«. Die Zahlen sprechen für sich: Die CO₂-Emissionen wurden im Vergleich zum Vorjahr um fast 20 Prozent zurückgefahren. Die weitere Elektrifizierung der Terminals und Logistikprozesse sowie der zunehmende Einsatz von Strom aus erneuerbaren Energien tragen, so Pietsch, »wesentlich zum Erreichen der Klimaziele bei«.

Größter Eisenbahnhafen

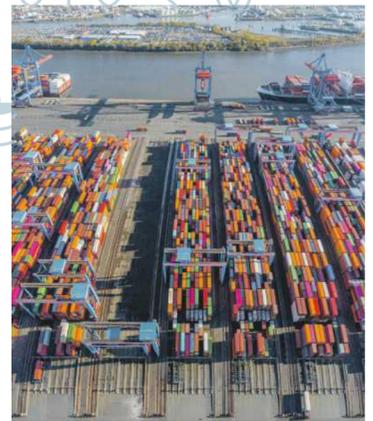
Umweltorganisationen wie der NABU oder der BUND sehen naturgemäß nicht alles so rosig. Sie monieren in puncto Hafenzukunft Lärm- und Luftverschmutzung sowie die Elbvertiefung. Bürgermeister Peter Tschentscher hielt in seiner Rede dagegen: Wer den Klimaschutz ernst nehme, dürfe den Hafen nicht bekämpfen, sondern müsse ihn unterstützen. Schließlich, so hob der oberste Repräsentant der Stadt hervor, nehme der Hamburger Hafen im internationalen Vergleich eine Ausnahmestellung ein. Ein weiterer Pluspunkt für den »Green Port der Zukunft« seien seine klimafreundlichen Logistikketten. »Weg von der Straße, rauf auf die



feilt, etwa dem Upcycling von Sicherheitsgurten, die für den Frachttransport nur einmal verwendet werden dürfen und seit zwei Jahren ein neues Dasein in besonders robusten Taschen erlangen. »Als 136 Jahre junges Traditionsunternehmen sind wir verpflichtet, uns weiterzuentwickeln«, stellte Angela Titzrath jüngst im NDR auf dem »Roten Sofa« klar.

Kein Stillstand im Hafen

Nach eigener Auskunft trug die HHLA 753 Millionen Euro zum gesellschaftlichen Wohlstand der Hansestadt bei. Fast neun Millionen Standardcontainer wurden



Die Zukunftsvision ist Gegenwart: Das Container Terminal Altenwerder ist der erste klimaneutrale Umschlagplatz. Hier sind Digitalisierung und Ökostrom Trumpf.

2021 von der Hamburger Hafen Vertrettern der Hafenvirtschaft und Logistik AG umgeschlagen. Das spricht für die Leistungsfähigkeit, doch das reine Container-zahlen findet der Erste Bürgermeister nicht hilfreich. Vor Welt.«

Bis 2040 will die HHLA konzernweit klimaneutral produzieren. 2021 ist das Unternehmen diesem Ziel einen großen Schritt nähergekommen. So konnten 2021 die Treibhausgasemissionen um knapp 20 Prozent im Vergleich zum Vorjahr reduziert werden.



Mehr Landstrom – saubere Luft

Erst die Kreuzfahrt-, nun auch die Containerschiffe. Wie seit 2016 das Cruise Center Altona für »Aida« und Co. werden jetzt auf den HHLA-Containerterminals Burchardkai und Tollerort die ersten Landstromanlagen für Box-Carrier gebaut. Eine erste Testphase soll den Schiffen ab 2023 Ökostrom aus dem öffentlichen Netz liefern.



Was Deutschland braucht, bewegt die HHLA.

Als eines der führenden europäischen Logistikunternehmen bringen wir Waren und Güter in Bewegung – und die Transportströme in Fluss. Mit Verantwortung. Mit Verlässlichkeit. Und mit Nähe zu unseren Kunden. Als logistischer Knotenpunkt und Teil der Versorgungsinfrastruktur sorgen wir auch in schwierigen Zeiten für Stabilität in Deutschland. Wir sind Bindeglied zwischen lokalen und globalen Märkten sowie der Logistik von heute und morgen. Denn: **Die HHLA ist das Tor zur Zukunft.**

www.hhla.de #TorZurZukunft



IMPRESSUM

Verlag: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe, Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, 20095 Hamburg; Geschäftsführung: Dr. Mark Schiffhauer, Uta Schwaner; Projektmanagement: Elena Matinski; Redaktion: Cornelia Heim; Grafik: Jörg Maafjen; Lektorat: Frauke Franckenstein; Fotos/Illustrationen: iStockphoto; Chief Sales Officer ZEIT Verlagsgruppe: Aki Hardarson; Head of Local Editions: Maren Henke, Tel. 040/32 80-152, maren.henke@zeit.de; Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2022

Leute

»Die Anfeindungen haben mich getroffen«

Smudo von den Fantastischen Vier ist einer der bekanntesten Rapper der Republik und Mitentwickler der Luca-App. Gerade ist er nach Winterhude gezogen, nach 26 Jahren Eimsbüttel. Ein Hausbesuch

Es ist ein heißer Nachmittag im Mai, als Smudo zum Kaffee in sein neues Zuhause einlädt. Michael Bernd Schmidt, wie er bürgerlich heißt, 54 Jahre alt, wohnt jetzt in einem Haus in Winterhude. In den frühen Neunzigerjahren wurde Smudo bekannt als Rapper der Band Die Fantastischen Vier, heute ist er außerdem Juror in der Sat.1-Castingshow »The Voice Kids« und – sozusagen nebenberuflich – Rennfahrer und Pilot. Zuletzt machte er auch durch die Beteiligung an der ursprünglich zur Corona-Kontaktverfolgung gedachten Luca-App auf sich aufmerksam. Smudo öffnet die Tür, lächelt und schüttelt die Hand, man klärt kurz den Impf- und Genesenstatus – er hatte gerade Corona, vermutlich hat er es im Rahmen der »Voice Kids«-Produktion bekommen, erzählt er. Es geht ein paar Treppen hoch, auf dem Boden steht eine schulterhohe graue Spielzeuggiraffe mit Hut, auf dem Tisch Holzspielzeug, auf Küstchen Schirmlampen, Stuck, große Küche mit Kochinsel in der Mitte. Smudo macht sich direkt an einer riesigen silbernen Kaffeemaschine zu schaffen. Da wird er die nächste halbe Stunde klopfen und drehen, Milch hin und her schütten und Pulver festdrücken. Und er beginnt gleich zu reden.

Michael Bernd Schmidt: Wir hätten uns eigentlich auch in meinem Büro treffen können. Das ist in der Holstenstraße, direkt am Kiez, in einem uralten Gebäude aus Knäckebrot und Alufolie, in dem außer mir nur billige Kassenärzte und Anwälte hausen. Das ist so eine Jungesellenbude, mit Flipper, Game-Automat und Rennsimulator. Dort kann ich richtig laut sein. Hier ist eher Familienleben.

ZEIT: Sie haben 26 Jahre lang in Eimsbüttel gewohnt. Warum jetzt Winterhude?

Schmidt: Als unsere dritte Tochter kam, hatten wir eigentlich ein Zimmer zu wenig. Wir hätten die Räume zwar anders schneiden können, aber dann wäre die Wohnküche weg gewesen. Wir haben lange gesucht, bestimmt acht Jahre. Wo man am Ende was Passendes findet, kann man sich nicht aussuchen.

ZEIT: Dass Sie Smudo sind, hilft also nicht bei der Wohnungssuche?

Schmidt: Beim Suchen nicht. Ich denke, beim Bekommen schon. Wir lieben unsere alte Nachbarschaft und sind froh, etwas in der Stadt gefunden zu haben. In Alexander Poschs Roman *Sie nennen es Nichtstun* ist das Einzige, was der Hausmann in Rahlstedt machen kann, wenn ihm die Decke auf den Kopf fällt, einen Spaziergang zur übernächsten Straßenlaterne zu unternehmen. Meine Horrorvision.

ZEIT: Was hat das Haus gekostet?

Schmidt: Woher soll ich das wissen? Wir wohnen hier zur Miete. Ich bin mir auch nicht sicher, ob ich das gekauft hätte.

ZEIT: Warum nicht?

Schmidt: Es ist ein bisschen windschief. Das Haus hat eine alte Gasheizung, im Obergeschoss ist gar keine, da muss man mit Radiatoren arbeiten.

ZEIT: Sie haben doch auch selbst Immobilien. Wo denn eigentlich?

Schmidt: In Eimsbüttel zum Beispiel und in Gerlingen, meiner Heimatstadt. Wenn ich alt bin und alles kaputt ist, melde ich in Gerlingen Eigenbedarf an, setze mich den ganzen Tag in die Eisdiele gegenüber und nerve als Ehrenbürger den Bürgermeister damit, die Bushaltestellen zu verlegen.

ZEIT: So stellen Sie sich also Ihre Rente vor?

Schmidt: Nicht im Ernst. Ich liebe Hamburg so sehr, ich möchte hier nicht mehr weg.

ZEIT: Was hat Sie eigentlich hierher verschlagen?

Schmidt: Ich hatte eine Fernbeziehung mit einer Hamburgerin, irgendwann wurde das zu anstrengend. Damals waren Michi Beck, Andy, Thomas D. und ich um die 30, *MfG* war gerade der Riesenhit, und in Stuttgart kannte uns jeder Arsch. Wir hatten alle vier ein Bedürfnis nach einem eigenen Stück Leben außerhalb der Band. Thomas ist in die Eifel gezogen, Michi nach Berlin und unser Label Four Music mit ihm. Andy ging nach Köln. Und ich nach Hamburg. Der

ZEIT: Berlin ist groß und laut und stinkt, kein Wunder, dass man trinkt. Hamburg hat so eine angenehme gediegene Noblesse. Das mag ich.

Schmidt: Ob ich gerne erkannt werde oder nicht, hängt eher von meiner Stimmung ab. Wenn ich traurig bin und mich einsam fühle, dann ist es schön, wenn mich einer anspricht. Und wenn mir alles zu viel ist und ich zur Misanthropie neige, dann nicht so. Aber unterm Strich ist das gut.

ZEIT: Ist das auch jetzt noch so, nach der Sache mit der Luca-App?

Schmidt: Oh, die Luca-App, das war ein Stresstest. Ich dachte, ich hätte schon viel erlebt. Habe ich ja auch. Mit den Fantas habe ich am Anfang sehr viel Hass abbekommen, weil wir bei einem Major-Label unter Vertrag waren. Da wurde uns Ausverkauf vorgeworfen. Aber das Maß an Hate hatte ich bei Luca in dieser Stärke nicht erwartet.

ZEIT: Haben Sie sich je gefragt, ob es ein Fehler war, die Luca-App zu machen?

Schmidt: Die Frage hat sich mir nie gestellt. Gastronomie und Veranstaltung waren damals mit der staatlich verordneten Zettelwirtschaft auf verlorenem Posten. Diesen Vorgang zu digitalisieren finde ich nach wie vor logisch.

ZEIT: Es gab viel Kritik.

Schmidt: Kritik ist okay, wenn sie sachlich ist. Es ist ja auch normal, dass ein umfangreiches Projekt hier und da nicht gleich rundläuft. Das wird jeder Hauslebauer bestätigen können. Die persönlichen Anfeindungen haben mich aber schon getroffen. Dass immer das Motiv der Bereicherung im Raum

ZEIT: Aber?

Schmidt: Ich bin auch zu faul, zu kündigen.



»Hamburg hat so eine gediegene Noblesse«, sagt Smudo. »Das mag ich«

Schmidt: Berlin ist groß und laut und stinkt, kein Wunder, dass man trinkt. Hamburg hat so eine angenehme gediegene Noblesse. Das mag ich.

ZEIT: Berlin ist groß und laut und stinkt, kein Wunder, dass man trinkt. Hamburg hat so eine angenehme gediegene Noblesse. Das mag ich.

Schmidt: Ob ich gerne erkannt werde oder nicht, hängt eher von meiner Stimmung ab. Wenn ich traurig bin und mich einsam fühle, dann ist es schön, wenn mich einer anspricht. Und wenn mir alles zu viel ist und ich zur Misanthropie neige, dann nicht so. Aber unterm Strich ist das gut.

ZEIT: Ist das auch jetzt noch so, nach der Sache mit der Luca-App?

Schmidt: Oh, die Luca-App, das war ein Stresstest. Ich dachte, ich hätte schon viel erlebt. Habe ich ja auch. Mit den Fantas habe ich am Anfang sehr viel Hass abbekommen, weil wir bei einem Major-Label unter Vertrag waren. Da wurde uns Ausverkauf vorgeworfen. Aber das Maß an Hate hatte ich bei Luca in dieser Stärke nicht erwartet.

ZEIT: Haben Sie sich je gefragt, ob es ein Fehler war, die Luca-App zu machen?

Schmidt: Die Frage hat sich mir nie gestellt. Gastronomie und Veranstaltung waren damals mit der staatlich verordneten Zettelwirtschaft auf verlorenem Posten. Diesen Vorgang zu digitalisieren finde ich nach wie vor logisch.

ZEIT: Es gab viel Kritik.

Schmidt: Kritik ist okay, wenn sie sachlich ist. Es ist ja auch normal, dass ein umfangreiches Projekt hier und da nicht gleich rundläuft. Das wird jeder Hauslebauer bestätigen können. Die persönlichen Anfeindungen haben mich aber schon getroffen. Dass immer das Motiv der Bereicherung im Raum

stand. Wir sind jetzt dreißig Jahre als Künstler erfolgreich, wir waren schon solvent und sind bei Luca nicht eingestiegen, um noch reicher zu werden. Sondern um das kulturelle Leben nicht brachliegen zu lassen. Niemand kam mehr auf den Gedanken, dass wir vielleicht erst mal wirklich nur was Gutes tun wollten. Irgendwann wurde dann nur noch über die Sachen gesprochen, die nicht funktioniert haben, und nicht mehr über die, die gut geklappt haben.

ZEIT: Geholfen hätte sicher, zu sagen: Dies und das lief nicht optimal, das hatten wir nicht im Griff.

Schmidt: Wir haben uns immer bemüht, auf Kritik einzugehen, haben unsere Stellungnahmen und Veränderungen veröffentlicht. Von daher kann man uns hier nichts vorwerfen. Aber Entscheidungen werden in der Gegenwart getroffen. Es wäre naiv, zu glauben, dass man immer richtig abbiegt.

ZEIT: Wo sind Sie denn falsch abgelenkt?

Schmidt: Wir sind beispielsweise viel zu spät Open Source gegangen, haben also die Quellcodes spät veröffentlicht. Dabei haben wir für eine Standardroutine einen kleinen Teil Open-Source-Software eines Fremdautors genommen. Das ist legitim und Teil der Open-Source-Philosophie. Aber dabei ist der Copyrightvermerk versehentlich rausgefliegen. Wir haben das korrigiert, uns an den Autor gewandt und das geklärt. Trotzdem hält sich das Gerücht, Luca bestünde aus geklautem Code.

Smudo erklärt noch mal ausführlich die Idee, die er und seine Freunde von der NeXenio GmbH im Sommer 2020 hatten, greift Kritikpunkte auf. Er redet schnell und präzise. Immer wieder nimmt er dabei sein Cap ab, streift sich über den Kopf.

ZEIT: Vor Luca waren Sie einer der beliebtesten Musiker in Deutschland, jetzt ist Ihr Name mit dieser Geschichte verbunden. Hat sich Ihr Leben in Hamburg dadurch verändert?

Schmidt: Ich werde auch auf Luca angesprochen, aber in der Regel positiv. Neulich ist hier der Geschäftsführer vom Hard Rock Café vorbeigerudert und hat gerufen: Mensch, Smudo, die Luca-App ist der Hammer! Tim Mälzer hat uns auch viel unterstützt. Die Gastronomie, für die wir die App ja entwickelt haben, empfindet sie immer noch als überwiegend positiv. Wir haben ihnen bei der lästigen Pflicht der Corona-Schutzverordnung die Arbeit erleichtert.

ZEIT: Für Sie ist Luca trotz allem ein Erfolg?

Schmidt: Man kann die Frage stellen, ob Kontaktnachverfolgung Sinn ergeben hat. Unseren digitalen Helfer in der Sache aber, den wertere ich als Erfolg. Auch weil wir gezeigt haben, dass man zentrale Datenhaltung durchaus sicher abwickeln kann. Es gab zu keinem Zeitpunkt den von Anfang an gefürchteten Datenabfluss. Der Ausflug in die politische Welt und in den Kampf der Narrative rund um die Luca-Debatte hat mir allerdings den letzten Rest jugendlicher Naivität gekostet.

ZEIT: Was meinen Sie damit?

Schmidt: Bei Luca ging es um was wirklich Echtes, Greifbares. Erfassung und Schutz von Daten, Erfüllung von gesetzlicher Pflicht. Um all die Fragen, die in der echten Welt handfeste Handlungen verursachen. Kunst und Musik sind zwar wichtig, aber die Debatten dort sind wirklich luxuriös. Jede Diskussion über echte Hip-Hop-Musik oder Relevanz in den Feuilletons oder welche der alten Fantas-Hits heute entweder noch kicken oder nur albern sind – das ist doch alles Schickmicki.

ZEIT: Aber Sie gehen jetzt ja wieder auf Tour!

Schmidt: Oh ja. Ich liebe die Fantas, und ich freue mich auf die Shows.

ZEIT: Ist man mit 54 überhaupt noch fit genug für die vielen Rapkonzerte?

Schmidt: Wir haben jetzt zweimal in Hamburg vor 10.000 Leuten gespielt. Da hab ich mich ausreichend fit gefühlt. Klar ist man körperlich nicht mehr so knackig. Eine Zeit lang bin ich bei *Populär* immer ins Publikum gesprungen. Das mache ich seit zehn Jahren nicht mehr.

ZEIT: Aus Geldmangel geben Sie ja sicher nicht wieder Konzerte. Wie groß ist denn Ihr Vermögen?

Schmidt: Ich weiß gar nicht, wie man Vermögen genau bewertet. Ich nehme mal an, Immobilien und Geldanlagen und Barvermögen. Könnte ich aus dem Kopf nur grob schätzen.

ZEIT: Klingt, als könnte man Sie gut über den Tisch ziehen.

Schmidt: Eine meiner Töchter hat neulich aus Versehen über Alexa ein Hörbuch-Abo abgeschlossen, das habe ich nach ein paar Monaten erst bemerkt. Ich bin auch schon ewig Mitglied in einem Golfclub. Gar nicht primär, um zu spielen, sondern weil die so ein schönes Clubhaus haben. Wir gehen da aber nie hin. Und jedes Jahr ärgere ich mich, wenn ich in den Kontoauszug schaue.

ZEIT: Aber?

Schmidt: Ich bin auch zu faul, zu kündigen.

Das Gespräch führte Maria Rossbauer

MSH
Ein Studium mit Zukunft.
Gesundheit studieren:
medschool-hamburg.de
Offener Campustag
18.06.2022

Hamburger an sich ist ja ein bisschen wie der Schwabe. Erst mal oberflächlich hochgeschlossen, aber wenn man Freunde gewinnt, dann sind das auch Freunde fürs Leben.

ZEIT: Schwaben ziehen dem Klischee nach doch eigentlich nach Berlin.



FINNLAND

Natur, Saunagenuss und Sommerhaus:
Ferien auf finnische Art im größten Seengebiet Europas

Sommerurlaub im finnischen Seengebiet

Laut UN World Happiness Report ist Finnland das glücklichste Land der Welt – und das mittlerweile seit fünf Jahren in Folge. Wir erklären, warum das so ist und was zum finnischen Glücks- und Lebensgefühl unbedingt dazugehört.

schließen, die Wärme und den Duft beim Aufguss auf sich wirken lassen und jeden Moment genießen. Zum Glücksbarometer gehört es, regelmäßig in der Natur zu sein. Glücklich schätzt sich, wer im Seengebiet ein kleines Haus am Wasser besitzt – mit einer Sauna,

Unterkünften die Monate der Mitternachtssonne zu genießen und sich mit der Natur verbunden zu fühlen. Es gibt über eine halbe Million Sommerhäuser im Land; 20 Prozent der Finnen besitzen eine eigene Hütte, der Rest mietet sich eine oder ist bei Freunden zu Gast.

die Gäste des »Arctic Giant Bird House« eine Hügelkuppe im nordöstlichen Paltamo. Der Saimaa-See ist der Schatz Ostfinlands: Der größte und bekannteste See des Landes ist kein zusammenhängendes Seebecken, sondern ein verzweigtes Labyrinth aus Gewässern und Tausenden Inseln. Hier kann man echte Natur in ihrer Vielfalt genießen und dazu geologische Stätten erkunden. Im »Hotel & Spa Resort Järvisydän« direkt am See dreht sich alles um Wellness und Natur. Urlauber:innen haben die Wahl: Sie können im Erlebnishotel übernachten, in luxuriösen Ferienvillen, in Panoramasuiten mit fantastischer Aussicht oder im Hausboot am Ufer des Sees. Seit Frühjahr 2021 gehört die Region Saimaa-See zu den UNESCO Global Geo-

parcs. Anhand der Riesenkessel, Klippen und Kanäle erhält man spannende Einblicke in die Entwicklungsgeschichte. Ohnehin hat die Gegend jede Menge zu bieten – von Cafés, Restaurants und kulturellen Events rund um den See bis zu Wander- und Radtouren auf malerischen Wegen. Wer die Landschaft vom Wasser aus betrachten möchte, kann ab Savonlinna das Dampfschiff nehmen. Von Wasser umgeben, ist die mittelalterliche Burg Olavinlinna Schauplatz des jährlichen Opernfestivals der Stadt (2022 findet es im Juli statt).

Das Vergnügen, sich in heißer Luft zu regenerieren, hat man überall im Seengebiet. Mit mehr als 50 öffentlichen Einrichtungen gilt Tampere als Sauna-Hauptstadt der Welt. Die mittelfinnische Studentenstadt Jyväskylä liegt inmitten herrlicher Natur: 85 Prozent der Region sind bewaldet, es gibt vier Nationalparks, mehrere Tausend Seen – und 30.000 Saunas. Neben traditionellen Einrichtungen, einem schwimmenden Saunafloß und idyllischen Strandsaunas lockt hier auch die größte Rauchsaua der Welt. In Kuopio genießt man beim Besuch des Saana-Spas mit Saunas, Pools und Jacuzzis eine fantastische Aussicht auf den Kallavesi-See. Die bezaubernde Hafenstadt ist außerdem Ausgangspunkt für Kreuzfahrten auf der finnischen Seenplatte. Im Norden des Seengebiets lässt sich der Saunabesuch sogar mit einer Wildtier-Safari kombinieren: Die Möglichkeit, aus der Sauna heraus Bären, Adler und Wölfe zu sehen, hat man im Hossa-Nationalpark. Der größte Canyon-See Finnlands sowie eindrucksvolle Felsmalereien aus der Steinzeit sind weitere Highlights.



Urlaub in der Natur bieten die zahlreichen Sommerhäuser im finnischen Seengebiet. (großes Bild). Mit ein wenig Glück kann man im Norden auch Bären sehen (links).



Karelien ist die östlichste Region des Landes. Zu einem ausgiebigen Picknick am See gehören unbedingt karelistische Piroggen.



Ein Sommerhaus mit Sauna am See, viel Zeit und Muße in wunderschöner Natur – das alles steht für ein typisch finnisches Lebensgefühl.

Finnisches Sommerhaus- und Saunaglück

Die finnische Seenplatte ist ein riesiges Labyrinth aus Seen, Inseln und Halbinseln, Flüssen und Kanälen. Sie bedeckt etwa ein Drittel des Landes und gilt als größtes Seengebiet in Europa. Wer den Urlaub auf typisch finnische Art verbringen möchte, kann hier aus einem großen Angebot an Unterkünften und Ferienhäusern wählen. Neben den klassischen Holzhütten am Wasser sind auch Übernachtungen in Baumhäusern, dazu Ferien auf einem idyllisch gelegenen Bauernhof oder einer exklusiven Privatinsel mit allen Annehmlichkeiten möglich. Im »Lehmonkärki Resort« am Päijänne-See, dem zweitgrößten (und tiefsten) See Finnlands, übernachten Gäste in äußerst ungewöhnlichen Villen: Da deren Wände vollständig aus Glas bestehen, kommt man der Natur besonders nah. Im Päijänne-Nationalpark kann man ein Kajak mieten und die unberührten Gewässer und Inseln erkunden. Familien mit Kindern finden ein echtes Bullerbü-Idyll am Ufer des Sees Iso-Roine: Seit fast 80 Jahren heißt hier ein alter Bauernhof namens »Iloranta« kleine und große Gäste willkommen. Ganz nah am Himmel und mit atemberaubender Aussicht auf den Oulujärvi-See, steht ein Hotel, in dem man sich so frei wie ein Vogel fühlt: Wie riesengroße Vogelhäuser krönen die Unterkünfte für



Die Wände der Haasi Mirror Houses in Lehmonkärki bestehen aus Spiegelglas und geben den Blick frei auf den Päijänne-See.



Einfach mit Auto, Van oder Rad auf die Fähre – Finnlines bringt Reisende entspannt von Travemünde nach Helsinki.

Naturerlebnisse und Outdoor-Abenteuer

Je nördlicher man das Seengebiet erkundet, desto wilder zeigt sich die Natur. Der Gipfel des Ukko-Koli-Berges in Nordkarelien bietet eine traumscöne Aussicht auf weite Wälder und den großen Pie-linen-See mit seinen 2000 Inseln. Im äußersten Norden wird die Natur arktisch: Uralte Nadelwälder, kristallklare Seen, dramatische Schluchten und der höchste Wasserfall Finnlands prägen die Re-



Der Saimaa-Archipel ist ein riesiges Labyrinth aus Seen, Buchten und unzähligen Inseln – und die Heimat der Saimaa-Ringelrobbe.

gion Wild Taiga. In den einsamen Wäldern von Kainuu kann man, mit ein wenig Glück, Braunbären, Elche, Luchse, Vielfraße und Wölfe beobachten. Weiter südlich wartet eine super Strecke auf sportliche Mountainbike- und Radfans: Die 156 Kilometer lange Saimaa Archipelago Route führt zu allen Höhepunkten der Region. Dazu gehört auch die Etappe über den von Kontinental-eis geformten Salpausselkä-Höhenzug. Unterwegs begegnet man

vielleicht sogar dem »tierischen Wahrzeichen« der Region, der Saimaa-Ringelrobbe. Ideal für entspannte Raddtouren ist unter anderem Tampere: Auf der Route um die großen Seen Pyhäjärvi und Näsijärvi sowie die drei kleineren Seen radelt man durch eine wunderbare Natur und kommt an historischen Herrenhäusern vorbei. Und gönnt sich in einem der hübschen Cafés am Wegesrand als Belohnung eine Korvapuusti – die finnische Zimtschnecken-Variante.

Slow Living – auf finnische Art versteht sich. Ein solches Sommerhaus oder Mökki ist pures Glück. Ein Ort der Ruhe, an dem man sich fern vom Alltag entspannen kann. Nach einem Saunagang im See zu schwimmen ist belebend und heilsam – das möchte niemand missen. Ein Mökki kann eine kleine, rustikale Blockhütte sein oder eine moderne Behausung mit jeglichem Komfort. Jeden Sommer machen sich zahllose Menschen auf den Weg in die Wälder rund um die knapp 190.000 Seen, um dort in ihren eigenen (oder gemieteten)

verstehen. Ein solches Sommerhaus oder Mökki ist pures Glück. Ein Ort der Ruhe, an dem man sich fern vom Alltag entspannen kann. Nach einem Saunagang im See zu schwimmen ist belebend und heilsam – das möchte niemand missen. Ein Mökki kann eine kleine, rustikale Blockhütte sein oder eine moderne Behausung mit jeglichem Komfort. Jeden Sommer machen sich zahllose Menschen auf den Weg in die Wälder rund um die knapp 190.000 Seen, um dort in ihren eigenen (oder gemieteten)

Finnlines ist bereit für den Sommer

Der Urlaub beginnt schon bei der Überfahrt in frischer Meeresluft – und mit finnischer Sauna, komfortablen Kabinen und skandinavischem Restaurant an Bord. Täglich geht es direkt von Lübeck-Travemünde nach Helsinki und zurück. Unterwegs warten kulinarische Köstlichkeiten im Restaurant, zum Beispiel Schokolade und Erdbeeren oder Wild-Spezialitäten. Magier und Kleinkünstler treten für Kinder auf. Für erwachsene Gäste gibt es musikalische Unterhaltung.



Last Call
Mitternachtssonne

Entspannt mit der Fähre über die Ostsee: Buche jetzt Deinen Sommerurlaub nach Skandinavien. finnlines.de

Travemünde-Helsinki

398 € ab

2-4 Pers., Kabine & PKW

Finnlines
a Grimaldi Group company

Partnerschaft

Auf Wolke 70

Gabriele Pochhammer leitet eine
Partnervermittlung für Menschen, die die Liebe
ihres Lebens eigentlich schon hinter sich haben

VON NINA FAECKE



»Zu mir kommen Menschen, die seit Jahren nicht mehr zu einem Date gegangen sind«, sagt Gabriele Pochhammer. Sie lebt in Harvestehude

Als Gabriele Pochhammer 59 Jahre alt ist, sagt eine gute Freundin zu ihr, jetzt werde es doch langsam mal Zeit. Für eine neue Liebe. Oder wenigstens eine kleine Romanze, fast drei Trauerjahre seien nun ja schon vergangen. Wie sie die denn herbeizaubern solle, habe sie damals gefragt, erinnert sich Pochhammer. Na online, bei Parship zum Beispiel, sagte die Freundin.

Aber die Männer, die ihr dort verpixelt vorgeschlagen wurden, wollte sie nicht einmal unverpixelt sehen, von einem Treffen ganz zu schweigen. Als sie bei einer Partnervermittlungsagentur anruft, sagt der Inhaber: »Sie sind 59? Bitte nicht falsch verstehen, aber das wird schwierig.« Eine andere Agentur lädt sie zu einem Treffen in einer kalten Berliner Hotellobby ein, dort

soll sie aufzählen, was ihr bei einem Mann wichtig ist. Eine Atmosphäre wie bei einem Geschäftstermin sei das gewesen. »Kein Gefühl, das in Liebesangelegenheiten aufkommen sollte«, sagt Pochhammer, »no thanks.« Ihre aktive Suche nach einer neuen Liebe gibt sie danach schnell auf. Aber sie fragt sich: Könnte das nicht auch anders gehen?

Pochhammer schreibt einen Businessplan, spricht mit ihrer Bank, ruft wieder bei Dating-Agenturen an – diesmal, um verdeckt zu recherchieren. Sie mietet Büroräume in den Hohen Bleichen mitten in der City, von denen aus die Besucher über die Dächer der Stadt bis zur Elbphilharmonie blicken können. Die Suche nach einer neuen Liebe soll so angenehm wie möglich sein. Im Herbst 2021 schließlich gründet sie ihre eigene Partnervermittlung: Hammer & Herz. »Niveauvoll, persönlich, diskret« steht in den hummerroten

Leporellos, die sie als Werbung hat drucken lassen. »Bei Hammer & Herz gibt es keine Algorithmen, hier denken und handeln Menschen.« Die Kosten für ein halbes Jahr individuelle Beratung liegen im mittleren vierstelligen Bereich, den genauen Betrag, so sei es üblich in der Branche, nenne sie nur ihren Kunden. Davon gebe es genug, zwei Drittel ihrer Kartei seien weiblich. Wenn es gut läuft, will sie in andere Städte expandieren. Dennoch soll ihre Partnervermittlung »klein und fein« bleiben.

So hat Gabriele Pochhammer, heute 61, ihre Geschichte seit der Gründung häufig erzählt: mal beim Lokalsender Hamburg 1, mal bei einem Ladys-Lunch im Golfclub. Was vorher geschah, übersprang sie meist, dabei ist dieser Teil der eigentlich interessante. »Wissen Sie, ich verspreche meinen Kandidaten keine Liebe«, sagt Pochhammer, auf dem Balkon

ihre Wohnung in Harvestehude sitzend, »aber ich bin eine Expertin für Begegnungen.« Auf dem Grundstück gegenüber kächert jemand die Terrasse. Sie schafft es spielend, das Geräusch zu übertönen.

Pochhammer ist in Hamburg geboren. Sie wird in den Siebzigerjahren erwachsen und trifft, nicht nur nach damaligen Maßstäben, einige eher unkonventionelle Lebensentscheidungen. Eine Stelle in ihrem erlernten Beruf als Groß- und Außenhandelskaufmann für Getreide- und Futtermittel (eine weibliche Bezeichnung gibt es damals nicht) schlägt sie aus. Während sich ihre Familie immer vehementer nach ihrem Kinderwunsch erkundigt, wechselt sie in die Schifffahrtsbranche und wird Chefssekretärin bei einem Logistiker für Luft- und Seefracht. Mit 38 kündigt sie auch diese Stelle, und ihre Wohnung gleich mit. Ihre Freunde, die nach dem Abitur in andere Städte gezogen waren, kehren da gerade nach Hamburg zurück. »Alle kommen heim, Gabi zieht los«, sagt Pochhammer. Zuerst geht sie nach Dubai, wo sie als Tourismusmanagerin arbeitet, vier Jahre später zieht sie weiter nach Südafrika und kümmert sich, 500 Kilometer östlich von Pretoria, um Empfang und Reservierungen im Timbavati-Wildreservat. Männer, das stellt sie nebenbei klar, seien übrigens nie der Grund für ihre Umzüge gewesen.

Nach zweieinhalb Jahren im Reservat zieht sie nach Camps Bay, einen schicken Vorort von Kapstadt. An ihrem 49. Geburtstag wünscht sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben Liebe. »Ich habe zum Dachfenster meiner Wohnung rausgucken und tatsächlich eine Sternschnuppe sausen sehen. Und dann nahm das Schicksal seinen Lauf.«

Ein paar Wochen später ist Pochhammer zur Party eines anderen Deutschen in Kapstadt eingeladen. Dort trifft sie Max, den besten Freund des Gastgebers, zehn Jahre älter als sie, der zu Besuch aus Hamburg ist. Ein paar Tage später knutschen die beiden am Fuße des Tafelbergs. Nach ein paar Flügen hin und her zieht sie zu ihm, nach Hamburg, in eine Harvestehuder Wohnung. 2013 heiraten sie. »Wir waren immer die Ersten und die Letzten bei Festen, sind viel gereist«, erzählt sie. »Auf einem Flug nach Madeira kam die Stewardess kurz vor der Landung zu uns und meinte, sie müsste uns jetzt einfach mal sagen, was wir für ein großartiges Paar seien.«

Entscheidend dafür, ob sich zwei Menschen miteinander wohlfühlen, seien letztlich banale Alltagsigkeiten, glaubt Pochhammer. Die Ernährung, die bevorzugte Abendgestaltung, die Schlafgewohnheiten. Bevor sie entscheidet, welche Menschen sie aus ihrer Kartei zusammenbringt, stellt sie jedem in einem Vier-Augen-Kennenlerngespräch dieselben 58 Fragen. Den Fragenkatalog hat sie mit einer systemischen Coachin entwickelt. Wie hoch ist Ihre ideale Raumtemperatur? Möchten Sie mit Ihrem Partner in einem Bett schlafen? Wollen Sie getrennte Wohnungen? Wie sieht Ihr perfekter Morgen aus? Beginnt ein Kandidat seine Antwort mit »gemütlich frühstücken«, hakt sie ein: »Na ja, vor dem Frühstück kann doch so einiges passieren, oder?« Pochhammer nimmt einen großen Schluck aus ihrer Kaffeetasse. »Wissen Sie, die über 70-Jährigen lassen es krachen, die trauen sich nur manchmal nicht sofort, den Sex aufs Tableau zu bringen.« Wenn sie es nicht tun, spricht Pochhammer das Thema für sie an. »Was soll ich einen Mann, der keine Lust mehr auf Körperlichkeit hat, mit einer Frau verknuppeln, die noch will?« Die

einigen Tabus: Politik – und Äußerlichkeiten. »Ich stelle nicht eine einzige Frage, die auf Figur, Größe oder Haare abzielt.« Mit 60 plus wisse man, dass gemeinsame Hobbys und Urlaubsziele wichtiger sind als Körperformen.

Nach rund zwei Stunden aufmerksamen Zuhörens und Nachfragens könne sie dann einschätzen, zu welchen Menschen in ihrer Kartei der neue Kandidat passen könnte. »Das ist wie Glaskugelnucken, das kommt einfach zu mir.« Hat sie zwei mögliche Partner identifiziert, bekommen sie Post. Der Umschlag enthält den Vornamen, Angaben zum Beruf, zu Hobbys und zu möglichen Kindern (wie viele und wie alt?), dazu drei Fotos. Falls die Kandidaten ihr keine brauchbaren Bilder liefern, vermittelt Pochhammer einen Fotografen. »Zu mir kommen hauptsächlich Menschen, die seit Jahren nicht mehr zu einem Date gegangen sind. Damit es schön werden kann, sollte man sich mit seinem Äußeren gut fühlen.« Signalisieren beide Kandidaten ihr Interesse, gibt Pochhammer die Kontaktdaten heraus.

Was die meisten Menschen, die zu ihr kommen, noch gemeinsam haben: Sie hatten ihre große Liebe schon. »Jetzt sind sie 60 oder 70 und sagen sich: Meine nächsten Jahre sind zu schade, um sie allein zu verbringen.« Dass der Kopf in dieser Phase allerdings manchmal mehr will als das Herz, weiß Pochhammer aus eigener Erfahrung und stellt deshalb auch ernste Fragen: »Hängt der Mantel deiner Frau noch an der Garderobe, weil du es noch nicht übers Herz bringst, ihn wegzuräumen?« Oder: »Stehen seine Schuhe noch auf dem Fußabtreter, obwohl Jahre vergangen sind?«

Als sie an einem Abend im Januar 2018 nach Hause kommt, liegt Max im Treppenhaus und atmet nicht mehr. Ein Herzinfarkt, sagt der Notarzt, er sei sofort tot gewesen. Wenn man Gabriele Pochhammer heute fragt, wovon ihre Geschichte eigentlich handelt, sagt sie: vom Wiederaufstehen. Einen Monat nach Max' Tod beginnt sie eine Trauertherapie. »Das Erste, was ich zu meinem Therapeuten sagte, war: Können Sie meinen Mann bitte wieder lebendig machen?« Die ersten Versuche, sich ihren Ehering vom Finger zu ziehen, scheitern. Aber irgendwann schafft sie es, das Schlafzimmer der gemeinsamen

ANZEIGE



OPEN DAY CAMPUS

SAMSTAG 25. JUNI 2022

Studienangebot der BSP Business
and Law School entdecken.

Wohnung mit dem Arbeitszimmer zu tauschen. Und den Flur neu streichen zu lassen, in Orange. »Ich wollte nicht mehr nach Hause kommen und traurig werden.« Im Jahr 2019 fährt sie, nur in Begleitung ihres Hundes Tiffany, mit dem Auto nach Ligurien, dann in ein Hotel in Südtirol. Als sie zum Abendessen auf die Terrasse kommt, sitzen dort lauter Paare. »Allein essen gehen ist nicht so schön«, sagt sie. »Aber man kann es lernen.«

Im Oktober wäre Max 72 geworden. Eine neue Liebe in der zweiten Lebenshälfte sei anders als in der ersten, sagt Pochhammer. Weniger ambitioniert, ohne große Pläne. Als hätten die Menschen verstanden, dass das Glück ohnehin stets in der Gegenwart liegt.

ANZEIGE

Es ist Zeit, GUTES zu hören:

Gute Musik. Gute Kultur.
Gute Gespräche. Gute Ideen.
Gute Leute. Gutes Radio.



GUTES RADIO FÜR GUTE LEUDE

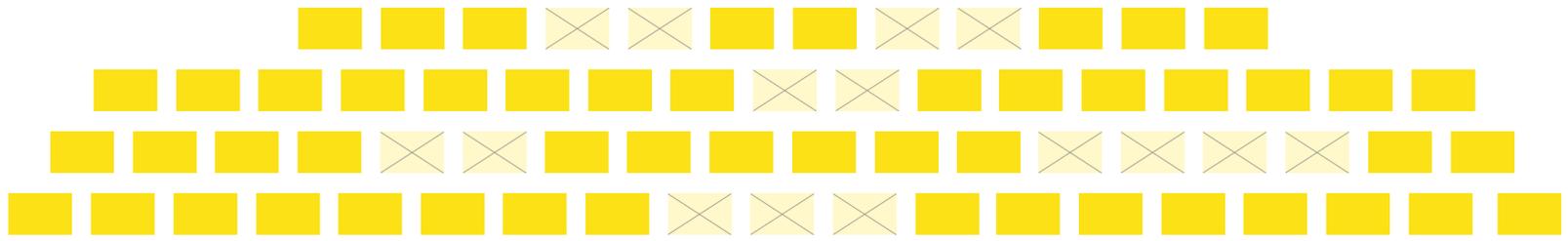
www.ahoyradio.de



Kultur

Wo ist das Publikum?

Lange durften Theater nicht vor vollem Haus spielen. Jetzt ist das wieder erlaubt – aber viele Plätze bleiben leer VON FLORIAN ZINNECKER



Am besten wäre natürlich, man könnte die Zuschauer fragen, warum sie wegbleiben. Weshalb sie gerade so zurückhaltend sind, Eintrittskarten für Konzerte und Theatervorstellungen zu kaufen. Und vor allem, ob ihr Verschwinden von Dauer sein wird – und falls nein, wann sie zurückkommen und ob man das vielleicht irgendwie beschleunigen könnte. Leider geht das aber nicht, aus ganz banalen Gründen: Die, die man fragen könnte, sind ja da.

Also fragt man die Intendanten der Hamburger Bühnen: von Elbphilharmonie und Thalia Theater, Ohnsorg-Theater und Kampnagel, Ernst-Deutsch-Theater und Opernloft, von den Kammerspielen, Schmidts Tivoli und einigen mehr. Dies sind zwar längst nicht alle Hamburger Kulturstätten, aber sie bilden einen guten Querschnitt, und ohnehin zeigt sich in den ersten Gesprächen schnell: Die Intendanten wissen es auch nicht.

Immerhin aber können sie einen Eindruck geben von den Ausmaßen des Problems. An den meisten Hamburger Bühnen – es gibt Ausnahmen, dazu später – ist die Zahl der verkauften Eintrittskarten im vergangenen halben Jahr um mindestens 30 Prozent gesunken. Konkrete, verbindliche Zahlen will

noch niemand herausrücken. Die 30 Prozent sind ein Durchschnittswert: Manche Häuser wie die Elbphilharmonie, Schmidts Tivoli oder das Lichthof Theater sind weniger stark betroffen, andernorts liegt das Minus bisweilen bei 50 Prozent und mehr.

Und natürlich ist nicht jeder Abend gleich, es gibt auch jetzt noch ausverkaufte Theatervorstellungen und Konzerte. An anderen Abenden hingegen ist so wenig los, dass Vorstellungen abgesagt werden müssen. Und Prognosen sind kaum möglich, auch das macht die Sache nicht leichter.

Einen Erklärungsversuch für diese Entwicklung gibt es natürlich: Corona. Die Wochen nach der Saisonöffnung im Herbst seien großartig gewesen, sagen so gut wie alle. Sie erzählen eine nahezu identische Geschichte: Endlich konnte man nach der monatelangen Schließung der Häuser und der anschließenden Sommerpause wieder spielen. Zwar durften die Zuschauerreihen bis zur Einführung der 2G-Regel nur mit Abstand oder im Schachbrettmuster gefüllt werden, aber die Plätze, die es gab, waren sehr gut ausgelastet. So lief es bis in den Januar hinein. Dann kam die Omikron-Variante – und der Vorverkauf brach schlagartig ein. Warum?

Kann sein, dass Menschen wegblieben, weil sie nun keine Lust mehr hatten, über Stunden mit

anderen in einem geschlossenen Raum zu sitzen, 2G-Regel hin oder her. Kann sein, dass sie auf den Kartenkauf verzichteten, weil sie sich Sorgen, zum Zeitpunkt der Vorstellung selbst in Quarantäne zu sitzen. Kann sein, dass sie keine Lust mehr hatten, sich – wie in den Monaten zuvor – dem Hin und Her möglicher Vorstellungsabsagen samt Ticketpreiserstattung auszusetzen.

Kann auch sein, dass sie festgestellt haben, dass ihrem Leben ohne Theater und Konzerte gar nicht so viel fehlt. Keiner der Intendanten formuliert das so direkt, einer sagt: Wichtig für die Zuschauer sei nicht nur die Kunst, sondern auch die empfundene Gemeinschaft mit anderen, und wenn die wegfällt oder sich auf anderem Weg einfacher herstellen lässt – Pech für das Theater. Und mehrere andere geben offen zu, ihre Häuser hätten sich in der Pandemie ja notgedrungen als sehr unzuverlässige Begleiter durch die Krise erwiesen.

Ein paar Wochen gingen ins Land, dann brach die Kartennachfrage abermals ein: mit dem 24. Februar, als Russland die Ukraine überfiel. Dieser Effekt hält bis heute an. Das Thalia Theater spielte eine Premiere vor halb leerem Haus, viele sagen: Diese Saison wird die schwächste in unserer Geschichte.

Wäre es denkbar, dass das Hamburger Theaterpublikum nun lieber die *Tageschau* verfolgt als die Bühnenfassung eines erfolgreichen Romans? Haben die Leute keine Lust, sich angesichts der überforderten Realität abends im Theater mit weiteren Problemen konfrontieren zu lassen oder sich mit komplexer zeitgenössischer Musik auseinanderzusetzen?

Man müsste eine qualitative Besucherstudie machen, um das seriös sagen zu können, lautet die Antwort aus vielen Häusern. Aber abwegig sind diese Annahmen nicht, denn der Betrieb im Schmidts Tivoli mit Comedy, Kleinkunst und Musicals läuft von der politischen Lage unbeeindruckt stabil (hier liegt das Problem eher darin, dass immer noch kaum Touristen in der Stadt sind). An anderen Häusern sind ebenfalls eher die Angebote gut gebucht, die Eskapismus versprechen, leichte Kost, schöne Musik, bekannte Stoffe. Ein Garant für Erfolg ist das aber nicht: Im Opernloft, das eher für experimentelles Musiktheater steht, wurde extra der Straßengefeger *La Traviata* auf den Spielplan genommen, ohne allzu große Resonanz, und wenn schon *La Traviata* nicht laufe, was denn dann, sagt die Intendantin und lacht bitter.

Aber die Tendenz sei klar erkennbar, sagt Elbphilharmonie-Chef Christoph Lieben-Seutter – und

liefert damit auch eine Erklärung für die Lage des Opernlofts: Die Stars – große Namen, bekannte Ensembles – seien nach wie vor ausgebucht, egal wie teuer die Karten seien. Orchester aus der zweiten Reihe zögen merklich weniger.

Für die Elbphilharmonie bedeutet das eine Normalisierung der Verhältnisse: Nach Jahren, in denen grundsätzlich jeder Abend ausverkauft war, pendelt sich die Auslastung jetzt auf dem Niveau vergleichbarer Konzerthäuser ein, mit der Folge, dass man jetzt sogar noch an der Abendkasse eine Chance auf Tickets hat. Alle anderen Intendanten sagen auf die Frage, ob sie mit dem momentanen Niveau lang- oder auch nur mittelfristig auskommen: Auf keinen Fall. Die öffentlich finanzierten Häuser schauen mit Sorge auf die Haushaltsverhandlungen, die privaten fürchten das bevorstehende Auslaufen der Corona-Hilfsprogramme. »Ohne die hätten wir schon längst dichtmachen müssen«, sagen gleich mehrere Intendanten.

Fast alle verbieten sich selbst, lange zu lamentieren, so gut wie alle wollen anpacken, nach vorn schauen, konstruktiv denken. Was ist zu tun? Konkret fällt darauf so gut wie niemandem etwas ein. Aber einige deuten an: Noch eine Krise werde es für ihr Haus wohl nicht geben.

ANZEIGE

beautiful women's wear
designed to last
Marktstraße 25 | 20357 Hamburg
Mo – Fr 11–19 h | Sa 11 – 17 h

garment
garmentshop.de

Fotografie: kerstinjacobsen.com | Gestaltung: schroederdesign.net

Geschichte

Vom Hafenrand nach ganz oben

Vor 175 Jahren wurde die Hamburg-Amerika-Linie gegründet. Der Außenseiter Albert Ballin formte sie zur größten Reederei der Welt **VON HAUKE FRIEDERICH**



Eine Idee von Albert Ballin: Wieso wenigen Reichen an Bord Komfort bieten, wenn man auf demselben Platz auch viele Arme unterbringen kann?

Der kleine Albert schaut oft auf die Elbe, auf die Frachter und Passagierschiffe. Wenige Meter vom Anleger, im Stubbenhuk am Baumwall, kommt er im August 1857 zur Welt, als dreizehntes Kind des durch den Großen Brand verarmten jüdischen Kaufmanns Samuel Joel Ballin. Der Hafen ist damals noch ein Wald aus Masten. Die Dampfschiffe haben die Segler noch nicht verdrängt.

Zu seiner Geburt besteht die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, die Hapag,

schon zehn Jahre lang, sie wurde am 27. Mai 1847 gegründet – in dieser Woche vor 175 Jahren. Doch bei der Reederei herrscht noch ein provinzieller Dünkel. Anteile dürfen nur mit Genehmigung des Direktoriums erworben werden, die Aktionäre müssen aus dem Hamburger Bürgertum stammen. Ausgerechnet Ballin, der Junge vom Hafen, wird seinen Eintritt in diese Kreise erzwingen und der Hapag Weltgeltung verschaffen. Er lässt den Spruch »Mein Feld ist die Welt« über den Eingang der Zentrale an der Alster meißeln und verwandelt ihn als Direktor in Realität. Dank ihm entwickelt sich die Hapag zur größten Reederei der Welt.

Von Anfang an setzt die Hapag nicht nur auf gut betuchte Passagiere, sondern auch auf ärmliche Auswanderer, die vor dem Hunger und der Perspektivlosigkeit in Europa fliehen. Ihr erstes Schiff kann neben 20 Passagieren in Kajüten auch 200 Auswanderer unter Deck über den Atlantik bringen. Viele kommen aus Osteuropa, zum Beispiel aus dem Gebiet der heutigen Ukraine.

Auch der Vater von Albert Ballin ist im Geschäft mit den Flüchtlingen. Mit einem Partner betreibt er eine Auswanderungsagentur. Bei den Reedereien sind solche Vermittler verhasst, weil sie Konkurrenten sind, mit überzogenen Versprechen die Auswanderer an-

locken – und sie dann ordentlich abzocken, auch für die oft schäbigen Unterkünfte. »Abschaum der Menschheit« schimpft sie der Direktor des Norddeutschen Lloyds in Bremen. Die Hapag will keine Prämien an Vermittler zahlen. Wer auf ihren Schiffen fahren möchte, muss die Billets direkt bei ihr kaufen.

1874 stirbt Samuel Ballin, sein jüngerer Sohn Albert ist erst 17 Jahre alt und übernimmt die Leitung der Agentur. Er entschließt sich, in direkte Konkurrenz zur Hapag zu treten. Seinem Bekannten Edward Carr, dem Neffen eines bekannten Reeders, schlägt Ballin vor, zwei Dampfer umbauen zu lassen. Auf die Kabinen, die viel Platz wegnehmen, will Ballin verzichten und so mehr Platz für Auswanderer schaffen. Ballin sichert Carr zu, mit seiner Agentur genügend Fahrgäste aufreiben zu können. Schließlich wollen Tausende in die USA ausreisen, und mit den umgebauten Dampfern könnten die beiden jungen Geschäftspartner die Überfahrt günstiger anbieten als die Hapag und andere Reedereien. Der Plan geht auf. Schon nach einem Jahr schafft Carr vier neue Schiffe an.

Die Hapag wird von der neuen Konkurrenz überrascht. Der Mitbegründer Adolph Godeffroy führt das Unternehmen bis 1880 solide, aber wenig innovativ. Nach dessen Ausscheiden bietet Ballin der Hapag eine Zusammenarbeit an. Es kommt zu Gesprächen, aber in den Augen der neuen Reedereichefs ist Ballin ein Emporkömmling, ein Außenseiter, kein Partner auf Augenhöhe. Die Verhandlungen scheitern, und der Kampf um die Auswanderer geht weiter.

Albert Ballin sticht geschickt Informationen an Zeitungen durch. Der *Hamburgische Correspondent* druckt etwa einen Brief von Ballin an einen Geschäftspartner ab, aus dem hervorgeht, wie unbeweglich das honorierte Hapag-Direktorium mit ihm verhandelt. Das sorgt unter den Aktionären der Reederei für Unruhe. Dann fusioniert Ballin ausgerechnet mit dem Erzrivalen der Hapag. Er gründet 1886 mit der Firma Rob. M. Sloman die »Union-Linie« und kündigt an, ab sofort einmal pro Woche ein Auswandererschiff nach New York zu schicken. An der Hamburger Börse verbreitet sich das Gerücht, die Hapag stünde kurz vor dem Absaufen.

Deren Direktorium knickt nun ein. Im Mai 1886 holt die Hapag Albert Ballin als Leiter der Passageabteilung ins Unternehmen. »Ohne den brennend ehrgeizigen jungen Mann aus dem Hafenviertel hätte die Geschichte der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft wohl kaum mehr als 40 Jahre gedauert«, schreibt Susanne Wiborg in ihrer Biografie über den Reeder: »Mit ihm und vor allem durch ihn wurde sie nun zu einer glänzenden Erfolgsgeschichte.«

Nur zwei Jahre später wird Ballin zum Direktor der Hapag. Er ist gerade 31 Jahre alt. Ein Jude aus einfachen Verhältnissen führt eines der wichtigsten Unternehmen Hamburgs: Was für eine Karriere! Ballin arbeitet bis zu 16 Stunden am Tag und herrscht wie ein Patriarch über die Hapag. Seine cholischen Wutausbrüche sind gefürchtet. Doch durch ihn wird die Reederei innovativ, setzt auf moderne Technik und neue Geschäfts-

felder. Er baut mit dem »Literarischen Bureau« zudem die erste PR-Abteilung eines deutschen Unternehmens auf. Der Direktor stärkt auch das Frachtgeschäft, das weniger Schwankungen als der Passagiertransport aufweist. Zu den Rivalen vom Norddeutschen Lloyd in Bremen versucht Ballin die Beziehung zu verbessern. Damit stößt er einen Prozess an, der 1970 zur Fusion führt. Hapag-Lloyd schreibt heute Milliardengewinne, mit Firmensitz in Hamburg.

Oft erscheinen Ballins Ideen seinem eigenen Direktorium als zu gewagt. Als er 1891 vorschlägt, die Hapag-Dampfer im Winter zu Lustreisen in warme Regionen wie das Mittelmeer zu schicken, muss er zunächst Widerstände überwinden. Doch bereits die erste Kreuzfahrt, die Ballin selbst begleitet, wird zum Erfolg.

Für die Auswanderer baut Ballin auf der Veddel ein großes Areal auf. Dort werden sie zentral untergebracht, gepflegt und medizinisch untersucht. Die »Ballin-Stadt« kann 1200 Menschen beherbergen – und ist schon kurz nach der Eröffnung im Dezember 1901 zu klein.

Ballin knüpft Kontakte zu unzähligen Persönlichkeiten, sogar zu Wilhelm II. Er gilt als »Freund des Kaisers« und empfängt den Monarchen oft bei sich zu Hause. »Es gab noch mehr Selbmademen im wilhelminischen Deutschland, aber keiner stieg aus so ungünstigen Verhältnissen so hoch hinauf«, schreibt Theodor Wolff, Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*.

Auch in die Außenpolitik schaltet sich Ballin ein. Bei Reisen nach London trifft er einflussreiche Politiker, darunter den damaligen Kolonialminister Winston Churchill. Ballin wird in Großbritannien respektiert, obwohl er mit der Hapag den dortigen Reedereien den Rang abgelaufen hat. 1900 ist die Hapag die größte

Schiffahrtsgesellschaft der Welt. Am Alsterdamm, in bester Lage, eröffnet sie 1903 ihre neue Zentrale. Noch heute steht das Gebäude dort, die Straße heißt inzwischen Ballindamm.

Doch dann stoppt der Erste Weltkrieg das Wachstum abrupt. Die Reederei verliert gut die Hälfte ihrer 25.554 Angestellten und Arbeiter, die als Soldaten eingezogen werden. Das Auswanderergeschäft endet. Ballin hält vier Jahre durch. Aber er verliert zunehmend seinen Lebensmut. »Gegen die Mächte, die am Werk sind, ist nicht anzukommen«, stellt er während des Kriegs fest. »Man kann nur resigniert der Entwicklung der furchtbaren Ereignisse zusehen. Ich bin von einer tiefen Melancholie erfaßt, aus der ich mich gar nicht wieder lösen kann.«

Am 9. November 1918 schluckt Albert Ballin einen Medikamentencocktail und stirbt um 13.15 Uhr. In Berlin zerbricht in diesen Stunden das deutsche Kaiserreich. Das *Hamburger Echo*, das als sozialdemokratische Zeitung eigentlich nicht dazu neigte, die Oberschicht zu loben, schrieb: »Albert Ballin, der sich aus ganz kleinen Anfängen zu dem Allgewaltigen der größten Schiffahrtsgesellschaft der Welt entwickelt hatte, war zweifelsohne eine geniale Persönlichkeit. Handelsherr, Schiffsreeder und Industrieller in einem und im Ganz-Großen, mit weitem Blick, größter Entschlossenheit und nie versiegendem Wagemut.«

ANZEIGE

DIE WÄSCHEREI
Das Möbelhaus

Kollektion 2022

Mexikoring 27-29, 22297 HH / www.die-waescherei.de

NEU MY MEXIKO CITY.
POP UP STORE
AUCH HAMBURGER HOF
JUNGFERNSTIEG

NEU Funktionssofa CHANNEL mit klappbaren Lehnen

Sofa TEMPLE BOUCLÉ Kollektion Designwerk

IMMOBILIEN

an der Nord- und Ostsee



Urlaubserholung quasi direkt vor der Haustür

NICOLE MAIBAUM

»Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute doch so nah liegt«, denken sich auch in diesem Jahr wieder etliche Deutsche bei ihrer Urlaubsplanung und sorgen damit weiter für ordentlich Bewegung auf dem heimischen Markt für Ferienimmobilien. Angefacht von der stetig wachsenden Nachfrage, steigen die Kauf- und Mietpreise für Objekte insbesondere in Küstennähe und auf den Inseln. Wer bereits eine Immobilie an der Nord- oder Ostsee besitzt, kann sich also freuen. Wer schon länger mit einem Kauf liebäugelt, sollte das Vorhaben nicht zwingend weiter aufschieben. Denn günstiger wird es kaum ...

Es ist nicht ein guter Grund. Auch sind es nicht zwei oder drei. Nein. Mindestens fünf handfeste Vorteile sprechen für ein eigenes Haus

einem längeren Anreiseweg, oft in Verbindung mit einem Flug, verbunden ist. Dagegen sind die Domizile an den deutschen Küsten bequem binnen wenigen Stunden Auto- oder Bahnfahrt zu erreichen und ermöglichen damit auch ganz spontan eine Auszeit vom Alltag.

Angesichts der Vorteile verwundert es nicht, dass die Bedeutung Deutschlands als Investitionsstandort für Ferienimmobilien

Die Mietpreise von Ferienimmobilien sind im Vergleich zum Vorjahr teilweise um bis zu 20 Prozent gestiegen

in den vergangenen Jahren stetig zugenommen hat und noch nie so viele Deutsche eine Ferienimmobilie besaßen. Waren es im Jahr 2019 insgesamt 1,04 Millionen, die ein eigenes Feriendomizil ihr Eigen nennen durften, stieg diese Zahl 2020 auf rund 1,26 Millionen - Tendenz steigend, wie eine repräsentative Erhebung des In-

stituts für Demoskopie (IfD) Allensbach ergab. Ursache dafür ist auch die Coronapandemie, die bei vielen Erholungssuchenden aus Deutschland den Fokus auf das eigene Land gelenkt hat. Ein Aspekt, an dem sich übrigens in diesem Jahr nichts ändern wird. So ergab beispielsweise die »Tourismusanalyse 2022« der Hamburger Stiftung für Zukunftsfragen, dass Deutschland für die Deutschen das beliebteste Reise-

ziel bleibt; etwa ein Drittel möchte dieses Jahr wieder hierzulande seinen Urlaub verbringen. Über eine gute Vermietbarkeit müssen sich demnach Besitzerinnen und Besitzer einer Ferienimmobilie an der Nord- oder Ostsee kaum Gedanken machen.

Die seit Jahren stetig steigende und durch die Pandemie

derney und Juist zwischen 3 bis 4 Millionen Euro beziehungsweise 2,8 bis 4 Millionen Euro. An der Küste, in St. Peter-Ording, liegt die Preisspanne für ein Objekt zwischen 1,1 und 1,9 Millionen Euro, in Büsum zwischen 550.000 und 750.000 Euro. Ein Jahr zuvor lag die Spanne in Büsum übrigens noch zwischen 450.000 und 500.000 Euro. Ebenfalls interessant: Während die Renditeerwartung bei der Vermietung von Ferienimmobilien auf den Inseln auf unter 2 Prozent gesunken ist, besteht auf dem Festland noch die Chance, bis zu 4 Prozent, in seltenen Fällen sogar bis zu 6 Prozent Rendite zu erzielen. Und: Die Mieten bei der Urlaubsvermietung sind im Vergleich zum Vorjahr teilweise um 20 Prozent gestiegen.

Diese Zahlen gehen aus dem erst vor wenigen Wochen erschienenen »Ferienimmobilien Marktbericht Deutschland 2022« der Engel & Völkers GmbH hervor und unterstreichen die bereits seit etlichen Jahren zu beobachtenden deutlichen Preisunterschiede zwischen Nord- und Ostsee. Ein Grund dafür ist unter anderem das generell niedrigere Angebot an Immobilien an der Nordsee.

So zählt an der Ostsee aufgrund von Quadratmeterpreisen zwischen 8.500 und 16.000 Euro die Insel Rügen bereits zu den teuersten Domizilen. Während diese Preisspanne zum Vorjahr nahezu gleich geblieben ist, müssen Kaufinteressierte für ein Objekt in sehr guter Lage auf der Insel Usedom nun bereits zwischen 8.000 und 10.000 Euro den Quadratmeter auf den Tisch legen, knapp 2.000 Euro mehr als noch im vergangenen Jahr. Auf dem Festland der Ostseeküste führt der Ort Timmendorfer Strand das Preisranking mit 10.000 bis 15.000 Euro den Quadratmeter an, gefolgt vom beliebten Ostseebad Travemünde, wo aktuell die Preisspanne zwischen 8.500 und 12.000 Euro liegt. Fast schon günstig, so ergab die Marktstudie, wird es im Vergleich dazu zum Beispiel in der Region Mecklenburgische Seenplatte. Hier liegen die Quadratmeterpreise für Ferienwohnungen im Schnitt bei 4.000 Euro. Ein Häuschen in guter beziehungsweise mittlerer Lage gibt es mit Glück bereits ab 300.000 Euro aufwärts. Auch auf der Insel Poel nahe Wismar muten die Angebote mit Quadratmeterpreisen zwischen 4.000 und 5.000 Euro und Kaufpreisen für Häuser in sehr guter Lage ab 450.000 Euro aufwärts fast wie Schnäppchen an.

»Die positive Preisentwicklung selbst in Krisenzeiten belegt die Wertstabilität von Ferienimmobilien als Anlageklasse und macht Objekte in deutschen Urlaubsregionen auch künftig zu einem lohnenswerten Investment. Eine gute Erreichbarkeit vom Erstwohnsitz, eine erstklassige Ausstattung und genügend Platz sind zu wichtigen Kaufkriterien avanciert«, fasst Kai Enders, CEO DACH Engel & Völkers, die Ergebnisse der Marktstudie zusammen und ergänzt: »Auch stetig neben der Wertsteigerung für viele Eigentümer vor allem die emotionale Rendite durch die Eigennutzung im Vordergrund.«

noch einmal forcierte Beliebtheit der deutschen Küsten als Ferienregionen und Standorte für Ferienimmobilien, spiegelt sich allerdings fast selbstverständlich auch in der Höhe und dem Wachstum der Kaufpreise wider. Unangefochtene Spitzenreiterin ist dabei weiterhin die Nordseeinsel Sylt. Hier muss man beim Kauf einer Ferienwohnung im Schnitt zwischen 16.000 und 22.000 Euro den Quadratmeter zahlen, ein Jahr zuvor waren es noch 2.000 Euro weniger. Auch auf Norderney muss man jetzt tiefer in die Tasche greifen. Erwartete Kaufinteressenten von Objekten in sehr guten Lagen im vergangenen Jahr noch eine Spanne zwischen 15.000 und 20.000 Euro den Quadratmeter, sind es jetzt gut 5.000 Euro mehr. Ein ähnliches Bild auf Borkum: Hier lag der Quadratmeterpreis in sehr guten Lagen 2021 noch zwischen 6.000 und 9.800 Euro, nun sind es 8.500 und 11.000 Euro. Nicht anders das Szenario bei den Ferienhäusern. Während sich Sylt hier mit Preisen von 9 bis 18 Millionen Euro in anderen Sphären bewegt, liegen die Preise für Ein- und Zweifamilienhäuser in sehr guter Lage auf den Inseln Nor-



Direkt in den Dünen, das Meer vor der Tür, eine frische Brise um die Nase und ganz viel Natur: Für eine Ferienimmobilie an den deutschen Küsten - zur Selbstnutzung und/oder Vermietung - gibt es mehr als nur einen guten Grund.

respektive eine eigene Wohnung an der Nord- oder Ostsee: 1. Immobilien sind Sachwerte und bieten daher einen gewissen Schutz vor dem allgemeinen Verlust des Geldwertes. 2. Eine Immobilie kann steuerliche Vorteile bedeuten. 3. Die möglichen Mieteinnahmen können eine zusätzliche Altersvorsorge sein. 4. Eine Anlageimmobilie kann eine ansehnliche Rendite erwirtschaften. 5. Die deutschen Küstenregionen bieten als Urlaubsdomizile einen enormen Erholungsfaktor, punkten mit ihrem gesundheitsfördernden Reizklima ebenso wie mit der Einmaligkeit des Wattenmeeres (Nordsee) beziehungsweise dem Wechselspiel von Ebbe und Flut (Ostsee). Wer nun meint, das sei alles - mitnichten. Denn neben den bereits genannten guten Gründen kommen eine ideale Infrastruktur inklusive Einkaufsmöglichkeiten sowie Freizeit- und Kulturangeboten, eine moderne medizinische Versorgung, eine gute Erreichbarkeit und eine politische, aber vor allem auch rechtliche Sicherheit hinzu. Sie machen so ein Ferienobjekt im eigenen Land mitunter attraktiver als eine Immobilie im Ausland. Zumal Letztere nicht selten mit

Eine ideale Infrastruktur mit Einkaufsmöglichkeiten sowie Freizeit- und Kulturangeboten, eine moderne medizinische Versorgung, eine gute Erreichbarkeit und eine politische, aber vor allem auch rechtliche Sicherheit sprechen für ein Ferienobjekt im eigenen Land.

Grundsteuererklärung nicht vergessen!

Zwischen dem 1. Juli und dem 31. Oktober müssen alle Immobilien-eigentümerinnen und -eigentümer in ELSTER oder einem anderen geeigneten Softwareangebot eine Steuererklärung abgeben. Dies gilt auch für den Besitz eines Ferienobjektes. Wichtig zu wissen: Nicht in allen Bundesländern erhält man dafür ein persönliches Anschreiben. Daher gilt es, selbst aktiv zu werden und Unterlagen zur Immobilie und zu den Eigentumsverhältnissen am besten schon jetzt zusammenzustellen. Weitere Informationen auch unter www.bundesfinanzministerium.de

18 Doppelhäuser an Deutschlands schönstem Fjord



HÄUSER

- WOHNFLÄCHE CA. 148 M²
- ENERGIE EFFIZIENZHAUS 40
- BEZUGSFERTIGE ÜBERGABE
- AUSSEN TERRASSE & BALKON

EIN BEITRAG VON HELLER & GROSS IMMOBILIEN

Perfekte Doppelhäuser in traumhafter Lage.

Ihre bessere Hälfte liegt an Deutschlands schönstem Fjord. Nahe der Schlei entstehen auf dem Areal FjordLIV bezugsfertige Doppelhäuser. Lassen Sie sich verzaubern von einer der schönsten Regionen Norddeutschlands. Viel Wasser, offene Natur, ein enorm hoher Freizeitwert, gute Verkehrsanbindung und eine hervorragende Infrastruktur erfüllen

Ihre Wünsche. Die großzügigen Doppelhäuser werden bezugsfertig mit hochwertiger Ausstattung übergeben. Durch die leicht versetzte Anordnung wirken die Haushälften fast wie alleinstehende Immobilien. Die Häuser mit zwei Ebenen verfügen über einen eigenen Außenbereich und bieten mit Balkonen und Terrassen Wohlfühlloasen an der frischen Luft. Die hervorragende Ausstattung der Häuser vom Parkett über Einbauküche und Badeinrichtung bis viel Licht durch zahlreiche bodentiefe Fenster sorgen für

Wohlfühl-Atmosphäre. Ob Paar oder Familie - die Doppelhäuschen passen durch gut konzipierte Grundrisse. Mit einem separaten Eingang zum Hauswirtschaftsraum und einem großen, offen gestalteten Wohnküchenbereich bieten sich viele Möglichkeiten für das Familienleben, für Einladungen, Grillabende auf der Terrasse. Auf der zweiten Ebene haben Sie mit vier Zimmern viel Raum für Ihr eigenes Schlafzimmer, Kinderzimmer, Gästezimmer oder Arbeitsplatz. Füllen Sie das Haus mit Leben!

KONTAKT
Heller & Groß Immobilien GmbH
Elbchaussee 96
22763 Hamburg
Tel. (040) 999 99-3401
M (0171) 766 38 02
info@heller-gross-immobilien.de
www.heller-gross-immobilien.de



DIE BESONDERE IMMOBILIE



NordseeResort Burhave Resort der Luxusklasse

EIN BEITRAG DER HELMA FERIENIMMOBILIEN GMBH

Willkommen im NordseeResort Burhave! Das Nordseebad Burhave ist ein Ortsteil der Gemeinde Butjadingen und direkt am einzigartigen UNESCO Weltkulturerbe, dem Wattenmeer gelegen. In der kleinen Gemeinde Burhave entsteht ein einzigartiges Resort der Luxusklasse. Es werden insgesamt 4 Gebäude in verschiedenen Ausführungen zu einer charmanten Anlage miteinander kombiniert. Bei Ferienimmobilien sind Luxus und beste Lagen weiterhin sehr gefragt. Der Meerblick sorgt für hervorragende, ganzjährige Vermietungschancen. Ferienimmobilien, die direkt am Wasser liegen, erzielen eine Auslastung von bis zu 290 Tagen. Auch wird der Ferien-

hausurlaub in der Bevölkerung immer beliebter. Das Wachstum der Branche ist also für Sie als Kapitalanleger interessant, wenn Sie nach sicheren Investitionsmöglichkeiten Ausschau halten. Die Renditen bei Vermietung sind ausgesprochen attraktiv. Wo sonst gibt es noch eine Sachwertanlage, die weitgehend frei von Inflationsrisiken und plötzlichen Wertverlusten ist? Hinzu kommt der Gewinn an Lebensqualität durch eine eigene Immobilie am Urlaubsort. Gute Ausstattung wird immer wichtiger. Der Gesamteindruck ist inzwischen eines der wichtigsten Buchungskriterien bei Urlaubern. Unsere Ferienimmobilien überzeugen durch attraktive Architektur, beste Lage, gesundes ökologisches Bauen und Wohnen, eine hochwertige Ausstattung und vereinen so Lebensqualität und Rendite.

Kontakt
NordseeResort Burhave
Am Deich, 26969 Butjadingen
Frau Stephanie Sievert
Mobil (0176) 47 75 24 69
info@helma-ferienimmobilien.de
www.helma-ferienimmobilien.de



Genießen

Dem Himmel
so nah

Wo kann man gut essen und trinken – und dabei den Blick über Hamburg genießen? MICHAEL ALLMAIER verrät die schönsten Orte



Foto: Philomena Niech für DIE ZEIT

Alte Restaurant-Tester-Weisheit: Je höher, desto flacher. Das eher touristische Bedürfnis nach Aussicht konkurriert offenbar mit dem eher nerdigen, sich in die Aromen auf seinem Teller zu versenken. Wenige Gastronomen zeigen Interesse, mit beidem zu brillieren.

Nun wird dieser Sommer aber ein besonderer: Mancher Hamburger hat nach zwei Jahren mit diversen Lockdowns halb vergessen, wie die eigene Stadt aussieht. Man möchte wieder draußen sein und zugleich auch nicht sofort im dichtesten Getümmel. Dachterrassen haben da einen besonderen Charme. Sie geben den Gästen das paradoxe Gefühl einer geselligen Entrücktheit. Man ist wie im Club, umsorgt, geborgen, und schaut entspannt auf das lautere Leben da unten.

Nörgler könnten einwenden, dass die große Zeit der Rooftop-Bars und -Lounges nun ein Jahrzehnt zurückliegt (was sich vielleicht ändern wird, wenn 2023 der Heinrich-Hertz-Turm wie angekündigt neu eröffnet) und dass manche der damals eilig ausgebauten Obergeschosse schon etwas angestaubt wirken. Aber auch das passt gar nicht so schlecht in die postpandemische Befindlichkeit: sich selber nicht groß herausputzen müssen, einfach von der eigenen Couch auf eine wechseln, die netter gelegen ist.

Hier ein paar Tipps für Hamburger Hochlagen mit voller Verpflegung:

Erster Stock: Reep

Es sind zwar nur ein paar Meter über der Erde, aber bei der Reeperbahn macht das einen Unterschied. Die Terrasse des Restaurants im Schmidt Theater ragt wie ein Balkon über den Bürgersteig. So kann man auch solche Passanten interessant finden, denen man sonst lieber ausweichen würde. Das Reep selber macht durchaus ernst mit seinem Slogan, hier könne man anständig essen: Es gibt gute, bürgerliche Küche in bürgerlichem Ambiente, ganz ohne Schmidt-Ironie. Das macht es umso schöner, auf die weniger anständigen Lokale gegenüber zu gucken – in dem Wissen, zumindest räumlich darüber erhaben zu sein.

Im Schmidt Theater, Spielbudenplatz 24–25, St. Pauli, Tel. 31 77 88 44

Vierter Stock: Yoshi

Essen im Kaufhaus kann trostlos sein, muss es aber nicht. Das Yoshi, gut versteckt im Obergeschoss des Alsterhauses, ist schon innen ein angenehmer Ort. Draußen, auf der schmalen Terrasse, fühlt man sich allem Rummel vollkommen entrückt. Man schaut über die Dächer bis zur Binnenalster, grübelt, warum manches unten so schicke Gebäude in den oberen Geschossen vor sich hin modert, und genießt derweil eine der besten japanischen Küchen der Stadt. Ein Schnäppchen sind die kalifornisch angehauchten Kaiseki-Menüs nicht. Wer gerne nicht zu teuer isst, kommt deshalb am besten mittags und bestellt das

vierteilige Bento. Ein Teil der Dachterrasse gehört übrigens zum Grilllokal Billy Butcher gleich nebenan. Dort allerdings ist die Aussicht etwas bescheidener.

Im Alsterhaus, Poststraße 8, Neustadt, Tel. 360 99 99

Siebter Stock: Top Seven

Hierherzukommen lohnt sich schon, um die hektische Gegend am Dammtor-Bahnhof von einer grünen und friedlichen Seite zu sehen. Oder um zu bemerken, dass die Kuppel des Hauptgebäudes der Uni mit dem Fernsehturm im Hintergrund dezent an eine Moschee erinnert. Die Dachterrasse des Grand Elysée passt zum Hotel in der ehrlich-robusten, allen Moden abholden Art, die man von Eugen Block kennt. Die etwas braven Cocktails sind japanisch inspiriert, die nicht mehr blutjungen Gäste werden beschallt mit Schmusjazz. Sehr entspannend. Die Küche hatte bei Redaktionsschluss noch nicht geöffnet. So bleibt es einstweilen bei einem Lob für die Nüsse, die hier zum Getränk serviert werden.

Im Hotel Grand Elysée, Rothenbaumchaussee 10, Rotherbaum, Tel. 41 41 20

Siebter Stock: Lakeside

Dies war für eine kurze Zeit die Ausnahme von der Regel: Gourmetküche in lichter Höhe und unter freiem Himmel auf der runden Dachterrasse des Luxushotels The Fontenay an der Außenalster. Dann ging viel teures Glas zu Bruch, mit der Pinzette arrangierte Teller wurden vom Wind zerzaust. Jetzt stehen die Tische zwar noch draußen, werden aber auch bei schönstem Wetter nicht mehr eingedeckt. Also bleibt man drin, um die aromenstarke, Gemüse sehr zugewandte Küche von Julian Stowasser zu würdigen. Das Personal wundert sich nicht, wenn man zum Aperitif oder zwischen den Gängen mit dem Glas in der Hand einen Spaziergang ins Freie macht. Nur bitte gut festhalten! Wer länger draußen bleiben möchte, kann das in der Hotelbar einen Stock tiefer tun. Dort werden auch Snacks gereicht.

Im Hotel The Fontenay, Fontenay 10, Pöseldorf, Tel. 60 56 60 57 40

Siebter Stock: Campari Lounge

Die Mutter aller Hamburger Dach-Lounges steht immer noch gut da mit den vielen Sofas zum Lümmeln und dem schönen Blick von Osten auf die Außenalster. Sonnenschirme sorgen für Schatten, wenn das mal nötig ist. Aus den Lautsprechern kommt moderate Musik. Die Getränkekarte ist um die Bitterliköre Campari und Aperol gebaut, umfasst aber auch ein paar der klassischen Cocktails. Wer hungrig ist, hält sich an die Antipasti-Platte oder den sehr guten Cheeseburger. Etwas ungewohnt, aber sympathisch: der Service im geblühten Ich-bin-hier-selber-nur-zum-Chillen-Look.

Im Hotel The George, Barcastraße 5, St. Georg, Tel. 28 00 30 21 02

Fünfte Stock: Puzzle Bar

Dass der Dreiernekokoch Kevin Fehling im Jahr 2020 zusätzlich zu seinem Restaurant The Table auch eine Bar aufgemacht hat, ist eine der Neuigkeiten, die vom Lockdown verschluckt wurden. Es gibt sie aber trotz allem Pech, und sie ist fast so besonders wie das Restaurant. Hier zu erleben: ein gewaltiger Tresen, der gemeinsam mit den anderen Möbeln an eine Eisscholle erinnert. Und eine kleine Terrasse mit Hafeblick, die an warmen Abenden öffnet. Das Essen ist simpel – Oliven, Käse und dergleichen –, dafür sind die sehr innovativen Cocktails teilweise Speisen nachempfunden (zum Beispiel der großartige und glasklare Tom Kha Gai Milk Punch) oder enthalten zumindest hausgemachte Essenzen von Roter Bete oder Nutella. Kein Ort, um sich festzutrinken, dafür aber ein idealer Start für einen eleganten Abend.

Versmannstraße 2/15, HafenCity, Tel. 32 08 28 38

Zwanzigster Stock: 20 up

Zugegeben, man ist hier nicht wirklich draußen. Es wirkt nur ein bisschen so durch die verglasten Wände. Das 20 up nahe der Reeperbahn ist das clubbigste von Hamburgs Dachgeschossen: laute Musik, junges Publikum, cooler, sympathischer Service. Wer keinen Tisch ergattert, setzt sich an den Tresen und bestaunt die immense Auswahl an Gin. Der Bartender macht gute Cocktails. Zu essen gibt es nur Sushi und Sashimi, die aber in beachtlicher Qualität und sehr hübsch angerichtet (die kleine Portion genügt). Zur Sundowner-Zeit und am Wochenende kann es hier rummelig werden. Mit dem Abstand ist es dann nicht mehr weit her. Kindliche Gemüter werden den Blick von der Herrentoilette mögen – die Wand hinter den Pissoirs ist ebenfalls verglast, sodass man hier nicht nur beim Trinken die Aussicht genießen kann.

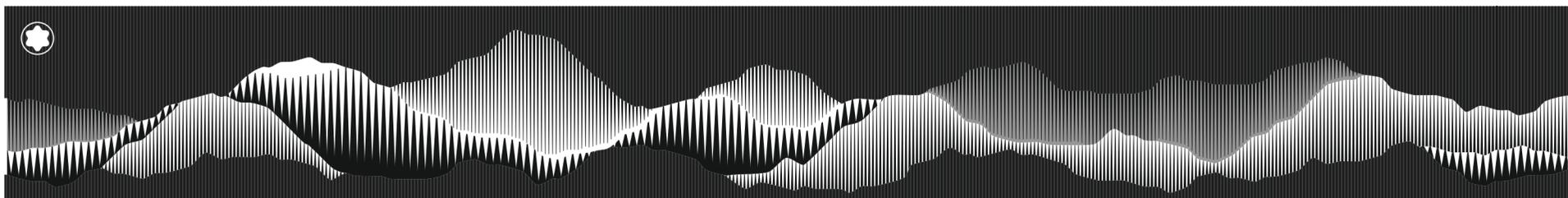
Im Hotel Empire Riverside, Bernhard-Nocht-Straße 97, St. Pauli, Tel. 31 11 90

Sechszwanzigster Stock: Weinbar 26

Höher kommt man nicht hinaus in der Hamburger Gastronomie. Und man fühlt sich auch schon sehr weit weg von der Welt, kaum dass der Aufzug im 26. Stock des Radisson Blu Hotels hält. Offenbar verliert sich nur selten ein Einheimischer in den seelenarmen Klotz am Messegelände, das Personal fragt einen hier beständig nach der Zimmernummer. Dabei punktet die Weinbar 26 nicht nur mit einem Blick weit über die Stadt hinaus, bis dorthin, wo sich das Grau im Grünen verliert. Es gibt auch tatsächlich einige gute, teils sehr exotische Weine (zum Beispiel mit Hopfen). Das etwas knappe Personal weiß immerhin, welche gerade im Ausschank sind. Die Querbeet-Hotelküche ist keine Offenbarung. Besser, man lässt sich mit einem Muskateller in den Strandkorb plumpsen und blinzelt in die Ferne.

Im Radisson Blu Hotel, Dammtor, Tel. 35 02 35 43

ANZEIGE



MONTBLANC

Auf die inspirierendste Erfindung der Menschheit. Eine Erfindung, die uns durch die Zeit reisen lässt. Mit der wir Gedanken lesen können. Meinungen ändern. Oder die ganze Welt. Eine Erfindung, mit der wir schon heute den Mars bevölkert haben. Sie bringt Menschen zum Weinen. Zum Lachen. Zum Protestieren. Sie hat Geschichte geschrieben. Und Geschichten. Eine Erfindung, die niemandem gehört. Und gleichzeitig uns allen. Das Schreiben. Eine Erfindung, die so groß ist, dass wir ein ganzes Haus dafür gebaut haben. Das Montblanc Haus. Erleben Sie die Heimat des Schreibens, ab sofort in Hamburg.

HAUS